This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HQ
1031
.B84
V9

A 487115 DUPL

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES · SCIENTIA · VERITAS
1817

HQ
1031
.B84
V9

100

12351

Der

Freiherr von Sandau

auf dem

Richtplatze

einer

unbefangenen Kritik.

Leipzig 1839.

Offizin von Philipp Reclam.

HQ
1031
.B84
v9

Lib.
Lockley
5-22-40
41008

Nicht blos die von Justinus Kerner und seinen Geistesverwandten gemachten literarischen Efforts sind in der gegenwärtigen Zeit dazu geeignet, den verschollenen Glauben an Gespenster und an eine Rückkehr der ungläubig Verstorbenen in der Gestalt der Poltergeister wieder aufzufrischen und in das Leben einzuführen; auch von einer andern Seite, von welcher her dies am wenigsten vermuthet werden konnte, treten Revenants auf und fordern durch ihr Thun und Treiben, dessen Realität auch dem ausgemachtesten Skeptiker wegzudeuten schwer fallen möchte, zur Ueberzeugung vom Dasein der Poltergeister auf. Ganz Deutschland erinnert sich, daß, als bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der beliebten vaterländischen Nachäffungsweise auch unter den Protestanten der weiland Deismus und die Aufklärung in den deutschen Gauen das Bacchanal ihre Vermählung feierten, mehr als die Hälfte aller Vernünftigen zu dem tollen Beilager als Gäste und Zeugen erschienen und voll Erwartung

einer herrlichen Nachkommenschaft im cannibalischen Jubel eine entsetzliche Menge Druckerschwärze zu Ehren des unvergleichlichen Familienfestes verwendet wurde. Ungeachtet der feurigen Umarmungen, in welchen das hektische Paar seine letzten Lebenskräfte vergeudete und welche regelrecht nach den damals beliebten Populations-Theorien erfolgten, lieferte diese vortreffliche Ehe nur todte Geburten, deren Legion hier zu nennen der Ort nicht ist. Alle eclatanten Bemühungen des unvergleichlichen Eheprocurators, des würdigen General-Superintendenten und nachmaligen Gastwirths, Carl Friedrich Bahrdt, welche ihm selbst die Entsetzung von seinen geistlichen Würden und Bannisation durch das verstorbene deutsche Reichsgericht zu Wege brachten, wollte der Ehesegen des exotischen Ehepaares nicht recht fördern. Zwar sah der Ehrenmann die sogenannte Freigeisterei ringsum einen tollen Carneval aufführen. Neue Bibel-Erklärungen, welche man vorher im tiefsten Gewölbe und hinter zehnfältigem Verschlusse bei Vermeidung des Verlustes ewiger Seligkeit sich nicht einmal in das Ohr hätte zischeln dürfen, wurden zwar vom Dache der Kirche herab geprediget, während unter den Predigern eine dämonische Thätigkeit von dem alten Gebäude des Glaubens aller christlichen Confessionen einen Stein nach dem andern hinwegtrug, ohne Ueberlegung, daß am Ende der theure Prediger mit der Kanzel herabstürzen und unter den colossalen Trümmern zerquetscht werden möchte. Die Theologie zog sich die Narrenjacke einer allgemeinen Vernunft-Reli-

gion an, und wälzte ſich luſtig auf den Feldern aller Wiſſenſchaften umher. Dieſe Ideenumwälzung brachte die buntſcheckigſten Erfolge zum Vorſchein. In ihren Frivolitäten und Sophismen brachte ſie Schwarz und Weiß in eine Identität, ſie erzeugte die einander widerſprechenden Begriffe Volksſouveränetät und Staat und fand in der Entwicklung des animaliſchen Menſchen Erſatz für die Vernichtung des anerſchaffenen göttlichen Ebenbildes, welches ſie unter ihrem Wälzen in Unflath in den Koth drückte. In welcher Geſtalt dieſe Vernunft-Religion auch erſchien, überall war Profanation des Heiligen ihr Zweck. Allein wenn ſie auch in den neuen Kirchengeſangbüchern, die man nöthig fand, unvermerkt den ſcheinbar beibehaltenen Dogmen ſich unterſchob, um den dogmatiſchen Wechſelbalg zum Adoptivkinde der ganzen Gemeinde zu machen, ſo war doch alles dieſes und unzähliges Andere nicht im Stande, das dürre Ehepaar vor dem jähen Tode zu retten, der bekanntlich anno .... erfolgte. Mancher Leidtragende ſuchte zwar durch traditionelle Fortbildung der Manier das Andenken der Entſchlafenen zu ehren, allein auch ihm war doch der Lebensfaden gemeſſen, und ſo glaubte man allmählig Alles, was dem nobeln Ehepaare anverwandt und zugethan war, unter dem Umſchwunge der neuern Zeit und dem unendlichen Ideenreichthum, welchen dieſe auf die öde Flur herabgeſtrömt hatte, erdrückt, zermalmt und hinweggeſchleudert in die unwiederbringliche Vergangenheit. Allein es wies ſich alsbald aus, daß zur Strafe ihrer Sünden die Seligen

unselig geworden und Spuk auf Erden zu treiben verdammt waren. Nachdem sich in Heidelberg, Halle und anderen Orten ein bedenkliches Klopfen und Poltern, ein Zischen und schauriges Spuken hatte vernehmen lassen, traten endlich die Poltergeister in den letzt verflossenen Tagen in Weimar und Gotha unverhüllt hervor. Allein aus den Blättern der Geschichte lernen auch Gespenster Vorsicht und im Geisterreiche ist eine größere Duldung vorgeschrieben, als auf Erden in dem letztern Quartale des vorigen Jahrhunderts gelitten wurde. Während die Freigeister damals, in gänzlicher Ermangelung einer Kleiderordnung (der selige Bahrdt hatte nämlich die vollständige Garderobe versetzt), in ihrer natürlichen Blöße umherwandelten, so daß männiglich schauen konnte, wen man vor sich hatte, so dürfen die Revenants sich nur in anständiger Tracht sehen lassen. Sie haben aus dem Trödel der Theologie einen Domino geliehen, dessen Individualitätslosigkeit allenfalls auch in seinem Träger einen Christen errathen läßt, und gaben sich die Miene, als wollten sie nur den Katholicismus erschrecken, als gälten ihre Besuche nur den Päbstlingen, Römlingen und wie die — —inge alle heißen mögen. Da ein solches Treiben unter den Evangelischen namentlich aber jetzt sehr populär ist, so ist dieser Spuk für die Letzteren eine höchst ergötzliche Komödie. Leider sehen die Ergötzten aber nicht ein, wie die ganze Farçe nur eine Wiederholung des Schauspiels vor 60—70 Jahren ist und jetzt nur allegorisch und euphemistisch gesagt wird, was damals geradezu

verkündet wurde und man bei den katholischen Josephinischen Verordnungen und Bad-Emser-Punctationen hervorrief. Die rumorenden Gespenster, welche sich gezeigt haben, sind, wie Jeder schon errathen haben wird, die Weimarsche Reformations-Predigt und der zu Gotha jung gewordene Freiherr von Sandau. Es verlohnt sich, solchen Revenants die Maske abzuziehen und sie das Visir öffnen zu heißen, damit das Publikum schaue, wer denn da draußen so umherrumort, und den Störer nach Bewandtniß der Umstände abzufertigen. Nur auf die Wahrheit und Biederkeit des Gegners wollen wir unsere Forschung richten. Wahrheit muß von allen Christen, welcher Confession sie seien, willkommen geheißen werden, wenn ihre Frage danach nicht in der Manier des Pilatus geschieht. Bekanntlich ist es eine alte Sitte der Poltergeister, mit Sand zu werfen, und dieses Material ist ein Hauptbestandtheil ihres Spukstoffes. Mit einer geisterhaften Witzigkeit, welche freilich außer dieser Stelle — an des Buches Stirne — an demselben wenig mehr zum Vorschein kommt, ist in den Worten des Titelblatts der Bretschneiderschen Novelle „der Freiherr von Sandau" jenem alten Brauche von diesem Kobolde gehuldigt. Wir wollen die Wahl lassen, ob damit hat angespielt werden sollen auf die Redensart „Sand ins Auge werfen," oder ob der Verfasser sich als den freien Gebieter einer Sandaue hat bezeichnen wollen, worin der verschmachtende Durst manches müden Pilgers, welcher rechtschaffen auf Seite 210 Halt macht, ihm Recht

geben wird, oder ob das kleine Magdeburgsche Städtchen Sandau zu dem Namen Anlaß gegeben hat, welches in der Regel immer unter Wasser steht, was nach einer andern Betrachtungsweise auch von diesem Büchlein gesagt werden kann. Das Alles und noch Mehreres muß dem wählerischen Scharfsinne des dem Verfasser an Witz ebenbürtigen Lesers überlassen bleiben. Die Protestanten haben es hier nur mit diesem Gothaischen Polterer zu thun, weil dem Weimarischen schon von anderer Seite das Licht in die blasse Physiognomie gehalten worden ist. Herr Bretschneider, welcher den Protestanten diesen Freiherrn v. Sandau beschcert hat, ist ohne Zweifel ein Mann, welchem ein Talent zum Schriftsteller nicht abgesprochen werden kann. Er hat gar viele hübsche Kenntnisse und ist in seiner Art von Gottesgelahrtheit ungemein berühmt. Ein Mäntelchen vom Gewebe anscheinender Mäßigung verschafft ihm Zutritt unter Vielen, welche es nicht genau nehmen, und die aus Sorglosigkeit und weil sie ihrem Umgange nicht auf den Zahn fühlen, mit ihm als einen guten Bekannten verkehren, welchen sie, bei Lichte besehen, aus ihrer Gesellschaft verweisen würden, weil er doch im Grunde der Seele von ihnen verschieden ist, obwohl er mit ihnen das gemein hat, daß er aus Verwöhnung oder System nicht in die Tiefen hinabsteigt, wenn es sich um das Fundament einer Sache handelt. Seine Forschungen sind daher bequem und auf der Straße, welche er wandelt, ist viel Platz; er erfreuet sich daher eines großen Gefol-

ges und ist ein Mann des Publikums, welches ihn ohne Ungemach auf seinen wissenschaftlichen Promenaden über die Gegenwart hin (wobei auch anmuthige Rückblicke in die Vergangenheit gewährt werden und Stückchen Gelehrsamkeit mundrecht zugerichtet mit in den Kauf gehen) gern begleitet. Da den Leuten Alles so bequem gemacht wird und sie nicht selbst nachzudenken nöthig haben, so sieht man in ihm einen klaren und scharfen Denker und bewundert zugleich seine gründliche und umfassende Gelehrsamkeit. Das Unding des rationalen Supernaturalismus, welches dem Begriffe nach eben so begreiflich sein mag, als der weiland lederne Schleifstein der Logiker, hat in diesem Modegelehrten einen glücklichen Vorfechter gefunden. Das freie Denken hat ihm die Rationalisten zu Freunden gemacht, und das Festhalten an orthodoxen dogmatischen Scharteken hat ihn vor der Mißgunst der Offenbarungsgläubigen bewahrt. Bei diesem amphibialen Vorzuge ackert er mit doppelter Pflugschaar und bringt etwas Erkleckliches vor sich. Während er auf der einen Seite scharfsinnige Zweifel an der Echtheit der heiligen Bücher anregt, welche der Jünger uns hinterließ, den Jesus lieb hatte*), sucht er im Handbuche der Dogmatik die kirchlich-symbolische Lehre mit der Vernunft zu vereinigen, kurz überall ist er ein Vermittler dieser gemischten Ehe in der Wissenschaft. Ad

*) Zum Glück lateinisch, wo es ihm nicht Jeder nachliest, wie es mit dem Straußischen Leben Jesu leider der Fall ist.

utrumque paratus, wie der Römer ſagt, iſt er ſogleich, nachdem irgend ein bedeutungsvolles Ereigniß in dem Bereiche des Doppel-Elementes ſeines Aufenthaltes auftaucht, bereit „mit treuer Wahrheitsliebe" und „freiem Denken" populäre Betrachtungen darüber in das Publikum zu ſenden und deſſen Urtheil über ſolche Evenements zu reguliren. So hat er Partei gegen Harms genommen, iſt als Defenſor kirchlicher Unionen aufgetreten, hat ſich gegen die Hengſtenbergiſche Kirchenzeitung des Rationalismus angenommen, als der famöſe Artikel aus Halle einen Federkrieg erregte, den nur die Wuth der Julius-Revolution unterdrücken konnte. Bei dem Schriftlein „über die Unkirchlichkeit unſerer Zeit" iſt der Kiel wieder vorzugsweiſe in ein orthodoxes Tintenfaß getaucht u. ſ. w. Bei dieſem Umherſpüren in allen Winkeln der Gegenwart hat Herr Bretſchneider ſich eine feine Naſe angeeignet. Es iſt erſtaunlich! der Mann hört das Gras wachſen. Er ſieht, wie man vermeinen muß, jedem Dinge auf den Grund. Jegliches äußere Ereigniß ſcheint ihm noch eine beſondere Tendenz zu haben. Er ſchaut in die Tiefe und ſiehet da den Feind hervorſchleichen, welchem das oſtenſible hiſtoriſche Phänomen nur zum Mantel dient. Mit dieſem Tiefblicke täuſcht er das Publikum über die Untiefe ſeiner Einſichten, und man glaubt Wunder wie gründlich ſeine Betrachtung herabgehe in die Fundamente einer jeden Erſcheinung. Um Neujahr 1826, bald nach dem Hingange ſeines katholiſch geweſenen, zu Rom convertirten Landesherrn, Herzog Friedrichs IV., bil-

dete sich Hr. B. dieser seiner Foiblesse gemäß ein, „das Evangelium von Nazareth (d. h. Gotha) würde durch das Evangelium von Rom angegriffen," „eifrig und offen" werde das Werk der Proselytenmacherei getrieben. Um denjenigen, welche den Anfechtungen dieser Proselytenmacherei ausgesetzt waren, „eine leitende Hand zu reichen, die Getäuschten zu enttäuschen, die Wankenden zu befestigen," schrieb Hr. B. damals seinen „Heinrich und Antonio" in Romanform. Diese ward nach mehreren Versuchen und reiflicher Ueberlegung, theils für den Zweck einer bessern Verständigung, theils und hauptsächlich für einen nützlichern und ausgebreiteten Gebrauch derselben, besonders bei der gebildeten Welt „und auch deshalb gewählt, da auch der Stifter unserer Religion sich der Form der Erzählung und des Dialogs so häufig bediente, und wohl keinem Bibelleser die Geschichte des verlornen Sohnes unbekannt ist, der nach manchen sittlichen Verirrungen gebessert zurückkehrt ins Vaterhaus." Bei dieser Prätension konnte dann der Verfasser auch verlangen, „daß man den Confirmanden aus den höhern und gebildeten Ständen an ihrem Confirmations-Tage eine solche Schrift, als ein Hilfsbuch gegen die Nebeldünste der Proselytenmacherei, mit auf den Weg des Lebens gäbe." Um dem Vorwurfe zu begegnen, „als ob er die Lehre der römischen Kirche entstelle," hat er „den römischen Katechismus und die Beschlüsse der Tridentiner Synode als die Bekenntnißschriften der unter dem Papste zu Rom vereinigten Christen „oft" ange-

führt." — Nun zweifle noch Jemand, ob er in dieſem Buche einen echten, gründlichen Katholicismus finden werde. Wie man aber gegen einen Scheinfeind auch nur Scheinwaffen gebrauchen kann, ſo erging es auch dem rüſtigen Antikatholicus. Sein Heinrich iſt der Sohn eines Leipziger Kaufmanns, welcher, obwohl er, wie ſich hinterher ausweiſt, ein gar gelehrter Theolog iſt, doch ſeinen Sohn ohne allen Verſtand in Religions-Angelegenheiten aufwachſen läßt. *) Dennoch wundert ſich der „reiche und geachtete Kaufmann," als ſich dieſer Sohn (und wie nicht anders zu erwarten iſt in Rom, wo er ſich als Maler aufhält) auf die leichteſte Weiſe convertiren läßt. Heinrich kehrt mit einem katholiſchen Bedienten, Antonio, nach Deutſchland zurück, welcher durch Leanders v. Eß Ueberſetzung des neuen Teſtaments, die ihm

*) Gerade wie dieſem vortrefflichen ungenannten Kaufmann ergeht es Herrn Bretſchneider ſelbſt. Er weiß Mancherlei, Vielerlei, ja er weiß ſelbſt Dinge, wovon Niemand außer ihm Kunde hat, aber ſeine (geiſtigen) Kinder ſind alle ſo albern, ſo abgeſchmackt und dumm, wie der Sohn dieſes Kaufherrn, deſſen Gelahrtheit nicht hindern konnte, daß er verwahrloſte Geſchöpfe aus ſeiner Education in die Welt ausgehen ließ. Herr Bretſchneider mag ſich hierin mit andern großen Leuten tröſten, deren Kinder auch nicht gerathen wollten. Der edle Germanicus hatte eine ſchändliche Agrippina zur Tochter, der große Octavian eine nichtswürdige Julia, Septimus Severus hinterließ den Buben Caracalla, Marc Aurel den elenden Commodus; warum nun nicht auch Herr Bretſchneider einen Heinrich, einen Freiherrn v. Sandau und andere Productions- und Educations-Sünden?

ein dienſtfertiger Gaſtwirth in die Hand ſpielt, ſchon ehe man Leipzig erreicht hat, Proteſtant wird und dort angelangt mit Vater, Mutter, Schwager und Schweſter ſeines Herrn es unternimmt, ihn zu reconvertiren, was auch den vereinten Bemühungen ihrer Bedienten- und Familientheologie, welche mit den tiefſinnigſten Lehren des Katholicismus ſchnell fertig wird und ihre Unſinnigkeit darthut, nach wenigen Tagen gelingt. Wenn der Mann nicht eine zu ernſthafte Miene annähme und wirklich im Rufe eines ehrlichen Geſellen ſtände, ſo müßte man den „Heinrich und Antonio" für eine Satyre halten, welche anſcheinend gegen die Katholiken gerichtet iſt, im Grunde aber das evangeliſche Proſelytenweſen und die Oberflächlichkeit der Abfertigung katholiſcher Dogmen, welche auf eine recht anſchauliche Art dargeſtellt werden, den Leſern anzuhören geben ſoll. Denn der Proſelytenmacher Roſſi, welchem in Rom der alberne Heinrich *) in die Hände

*) Mit dieſem Beiworte geſchieht dem Burſchen nicht zuviel; man höre ihn nur z. B. über das Anſehen und die Würde des Pabſtes radotiren: Was fragt der Pabſt, der ſelbſt ein unabhängiger großer Fürſt iſt, nach dem Widerſpruche eines andern Königs? Will dieſer in Kirchenſachen etwas von ihm haben, ſo muß er einen Geſandten zu ihm ſchicken, wie zu einem andern König, und das Oberhaupt der Kirche unterhandelt mit ihm wie mit ſeines Gleichen, wie Macht mit Macht. Verlangt man etwas, was gegen der Kirche Vortheil iſt, ſo wird die Sache ohne Weiteres zurückgewieſen und das Nachgeben iſt am Ende doch blos auf Seiten der Fürſten. In welcher Würde erſchien nicht das Oberhaupt

lief, kann für einen ſolchen kaum gehalten werden, wenn man das mit allem Aufwande von Bretſchneider'ſchem Scharfſinne und Gründlichkeit ſyſtematiſch von Herrn Heinrichs Familie betriebene Proſelytenmacherweſen dagegen hält. Alles dergleichen offenbar Auffallende iſt aber Caviar für den Leſepöbel, und die gutmüthigen Leute, welche die 4 oder 5 Auflagen und die mehrfachen Ueberſetzungen deſſelben in fremden Sprachen gekauft haben, ſind wirklich mit dem Verfaſſer der Meinung geweſen, daß nun die Römlinge geſchlagen ſeien, weil ſie Alle fügſam in die Scheinwelt des Autors hineintraten und

---

der Kirche, als nach dem Wiener Congreſſe mehre deutſche Fürſten einen Geſandten nach Rom ſchickten, um ein Concordat für ihre katholiſchen Unterthanen zu Rom zu unterhandeln? Acht Wochen mußte die Geſandtſchaft warten, ehe ſie nur dem Cardinal Conſalvi, damaligen Staats-Secretär, ihre Vorſchläge machen konnte. Dieſer gab den Entwurf zurück und hatte mit Bleiſtift bemerkt, was geändert werden müſſe, ehe er die Sache dem heiligen Vater vorlegen könne. Endlich kam es dahin, daß ihre Sache dem Pabſte vorgetragen wurde, der ſich mit der Antwort nicht beeilte und endlich, da die Geſandtſchaft auf Antwort drang, erklärte, er könne ſich auf die Sache nicht einlaſſen, mit welchem Beſcheide die Geſandten Rom verließen. Wie iſt es dagegen in evangeliſchen Ländern, wenn der Landesherr etwas haben will? Er befiehlt und man muß gehorchen, ſo ungern es auch die Geiſtlichkeit thun mag. — Ich habe alſo doch wohl Recht, wenn ich ſage, man müßte „einen Pabſt machen, wenn man noch keinen hätte!" — Wo hat man je etwas Kläglicheres geleſen?

die ganze Comödie für eine Realität gehalten haben. Ich wette, unter den Abnehmern, deren sich der Verleger des „Heinrich und Antonio" zu erfreuen hatte, ist kaum ein wirklicher Katholik gewesen. Und doch thäten die Katholiken sehr wohl, sich ein solches Buch zu kaufen, um zu erkennen, wessen sie sich zu versehen haben, wenn sie das Unglück haben, unter evangelische Proselytenmacher zu fallen. Daß ihnen hier keine Lüge vorgespiegelt werde, dafür bürgt ihnen der Name des würdigen Verfassers auf dem Titelblatte, eines Ehrenmannes, eines evangelischen Ober-Consistorial-Rathes und General-Superintendenten, eines Coryphäen unter den protestantischen Theologen. Der Titel dieses Buches: „Heinrich und Antonio oder die Proselyten der römischen und der evangelischen Kirche" ist nicht ganz zutreffend, indem hinter dem Worte Proselyten die beiden Sylben „macher" ausgelassen sind, welches eine weit richtigere Bezeichnung geben würde. Herrn Justus Perthes in Gotha, dem Verleger des Buches, wäre zu rathen, nach obiger Angabe das Buch noch zu einer Spekulation in katholischen Ländern, nachdem die protestantischen Procente daran verdient worden, zu machen. Der ungeheuere Erfolg, welchen sein „Heinrich und Antonio" gehabt, war dem Herrn Bretschneider zu gut im Gedächtnisse, auch noch Mehreres in seiner theologischen Galle zurückgeblieben, dessen publike Ausleerung noch bevorstand. Auch zeigte die Folge, daß es ihm keineswegs gelungen sei, den Katholicismus zu erwürgen, indem, soviel bekannt, kein einziger Katholik durch „Hein-

rich und Antonio" für die evangelische Kirche gewonnen ist. Dieser theologische Roman ist nur von denen gelobt und gelesen, von denen ohnehin nicht besorgt werden durfte, daß sie katholisch würden. Bei allem literarischen Erfolge blieb daher die praktische Wirksamkeit der vielen Auflagen und Uebersetzungen ungefähr äqual: Null.

Um so mehr bedurfte es eines abermaligen festen Angriffs dieser Sache. Als daher das Ereigniß zu Cöln die Fluth der Controversschriften hervorrief, auf welcher wir jetzt umherschwimmen und aus welcher noch lange kein Ararat seine Abtrocknung kündende Spitze hervorhebt, setzte auch Hr. B. seine Feder wieder in Bewegung und sendete auch sein Contingent zu dem Universalspuk. Aus dem Verlage von Schwetschke und Sohn trat in gelber Uniform, in das feinste Papier eingewickelt, „der Freiherr v. Sandau," nicht allein ein Revenant des „Heinrich und Antonio" in der Gesinnung und Tendenz, sondern auch in der Form. Diese Schrift hat nach ihrer eigenen Verheißung den Zweck „ein unbefangenes Urtheil über die jetzigen Maßregeln des römischen Stuhles gegen die evangelischen Regierungen Deutschlands und gegen die gemischten Ehen zu ermitteln, der dadurch angeregten Erbitterung zwischen Katholischen und Evangelischen zu steuern, (sic!)*) beide Theile zu christlicher

*) Man wird nicht übel nehmen, wenn auf diese Worte in Verfolg unserer Beleuchtung noch recht oft Rücksicht genommen wird, da sie die Aufgabe des Verf. aussprechen.

Verträglichkeit und Einigkeit zu ſtimmen, dem liebloſen Ketzerhaſſe zu begegnen und endlich diejenigen, welche in gemiſchter Ehe leben, oder eine ſolche ſchließen wollen, auf die Schwierigkeiten dieſes Verhältniſſes und auf die Geſinnungen und Ueberzeugungen hinzuweiſen, bei denen allein in ſolchen Ehen auf Frieden und häusliches Glück gerechnet werden kann." — Dieſe Schrift iſt, wie der Verfaſſer ferner ſagt, geſchrieben für das große Publikum, für alle Gebildeten der katholiſchen und evangeliſchen Kirche, zu deren Verſtändigung und Beruhigung in dieſen Angelegenheiten noch wenig oder nichts geſchrieben worden. Deshalb hat Hr. B. dem, was zu ſagen war, eine Form gegeben, nach welcher die Sache ſich im Leben wohl darſtellt. Sollte, ſo beſchließt Hr. B. ſeine vom 15. November 1838 datirte Vorrede, dieſe Schrift nur den halben Beifall finden*), deſſen ſich jene erfreute, ſo würde er glauben, etwas Gutes gethan zu haben und

*) Es iſt gar hübſch und beſcheiden von Hrn. B., daß er ſelbſt den Beifall, den ſein „Heinrich und Antonio" fand, ſo richtig bezeichnet, als wir es ſelbſt kaum vermöchten. Es wird offenbar dabei gedacht, daß die beiden Hälften ſich in die katholiſche und evangeliſche theilen. Ungemein rührend iſt auch, daß er wirklich „nur den halben" Beifall auch für den Freiherrn von Sandau erbittet. Nähme Herr B. mit dieſen Worten nicht ſeine frühere Bemerkung, daß er auch für Katholiken geſchrieben, zurück, ſo wäre das Buch in der Hand eines Katholiken (wir werden es ſehen) fürwahr nichts anders als der Brief in der Hand Urias des Hethiters, den David-Bretſchneider vor 3000 Jahren gen Rabba tragen ließ.

sich hoch belohnt fühlen. Mustern wir also dieses in und geständlich für Halbheit geschriebene Werk! Aus Achtung vor der Logik, welche bei der freiherrlich von Sandauschen Familie und ihren Pertinenzstücken eine große Rolle spielt (wie jenem franz. Offizier, der für die Vortrefflichkeit der Chateaubriandschen Attaque gegen deren Tadler den Degen zog, tödtlich getroffen aber sie niemals gelesen zu haben bekannte, dieses Buch über Alles ging), wollen wir doch die Disposition unserer Betrachtung angeben. Wir werden

a) den Kern des Buches nach Folgeordnung der Seitenzahlen herausschälen, d. h. zu Deutsch: einen Auszug geben;

b) die Form der Schrift,

c) ihren Inhalt betrachten.

a) Der Freiherr von Sandau im Auszuge*).

Die Schilderung der Vorbereitungen zum Jubelfeste des Andenkens an die heilige Ursula und ihre 11,000 Begleiterinnen in der Stadt Cöln im Jahre 1837 eröffnet das Buch. Die heilige „Legende dieser englischen Prinzessin, offenbart durch die himmlischen Offenbarungen der heili-

*) Da er auch beim Ausziehen seinen freiherrlichen Anstand behaupten soll, so dürfen etwaige prüde Leserinnen, welche den Fra Diavolo nicht sehen konnten, nicht fürchten, daß die Nuditäten die guten Sitten beleidigen werden.

gen Eliſabeth" wird mitgetheilt. Die angekündigte Feier erregte auch auf dem nahen Rittergute Eichthal Aufmerkſamkeit. Hier wohnte der als Major entlaſſene Hauptmann außer Dienſt, v. Sandau. Er iſt katholiſch und lebt mit ſeiner evangeliſchen Frau, einem ehemaligen Fräulein aus altem Geſchlecht, in — „höchſt glücklicher Ehe," aus welcher ein Sohn und eine Tochter entſproſſen ſind. Beide ſind zufolge der vom Vater bei Eingehung der Ehe geſchehenen Ausbedingung im katholiſchen Glauben erzogen. Der Sohn iſt Oberlieutenant (sic!) in einem preuß. Regimente in der Mark. Die Tochter, Auguſte, ausgezeichnet durch Wohlgeſtalt des Leibes und der Seele, lebt bei den Eltern. Jenes **pactum** hatte der Freiherr von Sandau nicht aus Bigotterie ſich bedungen, denn er hatte über Kirchenweſen freie Grundſätze; aber das Andringen der Verwandten, welche geltend machten, daß bisher alle Freiherrn v. Sandau der wahren Kirche angehört, und die Vorſtellung, daß der Hausherr und das Familienhaupt der Natur der Sache nach die Wahl der Confeſſion der Kinder beſtimme, hatte ihn dazu bewogen. Frau v. Sandau hatte nach langem Widerſtreben nachgegeben, weil ſie den letzten Grund für gewichtig hielt und der Freiherr ſo gar keine Bigotterie zeigte. Der Major ließ ſie ihre Confeſſion frei üben und die Kinder bewieſen ihr vollkommene Liebe und Ehrfurcht. Nach der Julius-Revolution aber bemerkte Frau v. Sandau an ihrem Gemahle feindſelige Geſinnungen gegen die Proteſtanten, und die Tochter ſchien ihr nicht mehr das

volle Vertrauen zu gewähren. Hieran war der Pfarrer und Beichtvater Cyriax Schuld, der, von einem belgiſchen Biſchofe dem Freiherrn geſendet, in dem Major auf alle Weiſe den Verdacht anzuregen ſuchte, daß Preußen die Katholiken in der Rheinprovinz unterdrücken wolle. Der Tochter hatte er allerlei verdächtige Einflüſterungen zugeraunt, um ſie gegen das ketzeriſche Gift ihrer Mutter zu verwahren. Die Mutter ſah mit „Mißfallen und Beſorgniß" die Neigung ihrer Tochter zum Beſuche der Meſſe und der Prozeſſionen, und wie dieſelbe ſich lieber mit der heiligen Urſula, ihrer Schutzheiligen, als mit Gott beſchäftige. Deshalb ſchlug ſie den Wunſch der Tochter, beim Urſulafeſte zu Cöln der Prozeſſion beizuwohnen, ab, „weil ohne Fürbitte der heiligen Urſula ihr das Glück von Gott kommen werde." Als Auguſte ſich auf ihren Glauben berief, ſetzte die Freiin von Sandau ihr die mütterliche Ueberzeugung entgegen, „daß es ſich nicht ſchicke (sic!) und überflüſſig ſei." Gehorſam ſchweigt Auguſte. Nun legt die Frau v. Sandau erſt recht los: die Tochter ſei auf dem Wege zu religiöſer Schwärmerei, die Mutter müſſe dagegen warnen. Die Geſchichte mit der heiligen Urſula laſſe ſich hiſtoriſch nicht erweiſen und es ſei unglaublich, daß eine Armee Jungfrauen einen Zug nach Rom gemacht haben ſollte, da ſchwerlich Vater und Mutter in ſo rohen Zeiten ihre Einwilligung gegeben haben würden *). Der

*) Ganz recht, wenn man ſich eine Gothaiſche Prinzeſſin und die Honoratioren-Töchter des 19. Jahrhunderts denkt.

Major meint zwar, ſolche heilige Erinnerungen müßten des Nutzens beim Volke wegen friſch erhalten werden, er glaube aber auch eben nicht daran, überlaſſe die Prüfung der Kirche, wolle aber doch nicht, daß ſeine Tochter „dabei mit figurire.“ Dieſer Beſcheid bekräftigte das in der Familie als kategoriſch bekannte: Verſteheſt du mich? Die „Majorin freuete ſich im Stillen.“ — Sie hat aber noch nicht genug hieran, und um den Vortheil ihres Sieges zu benutzen, macht ſie aus der gewonnenen Stellung einen neuen Angriff und wirft ihrem Eheherrn vor, daß er in der letzten Zeit öfter Aeußerungen gemacht, welche ſie als Proteſtantin verletzt hätten. Der Freiherr betheuerte, daß er nur mit der Regierung unzufrieden ſei. „Sie iſt die Repräſentantin des Ketz— des Proteſtantismus in Deutſchland.“ — Er beſeufzt nur, daß die dem Adel früher zugänglichen Erzbiſchoffitze und Pfründen von den begehrlichen Preußen in Beſitz genommen und dieſe ſich im Fette der Katholiken mäſteten.“ Das müſſe anders werden. Die Freiin bemerkt, das Alles hätten die Franzoſen verſchuldet, Preußen dagegen habe Alles wieder hergeſtellt. Der Major geſteht dann, daß die Prieſterherrſchaft das einzige Mittel gegen die ſeit der Juli-Revolution mächtige und dem Adel feindſelige Volksſouveränetät ſei. Die Freiin entgegnet, an jener Revolution ſei doch nicht der Proteſtantismus Schuld. Weder Pabſt, Biſchöfe noch Jeſuiten hätten den Umſchwung der innern Verhältniſſe der Staaten ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt ꝛc., ſelbſt wenn man ihnen alle Gewalt des Mit-

telalters habe einräumen wollen, ändern können. Dem Bürgerſtande könne eine achtungsvolle Stellung im Staate nicht verſagt werden; übrigens müſſe er auch ohne Jeſuiten und Prieſter es bleiben laſſen, wie Frau v. Sandau ſich ausdrückte, dem Adel Brod und Ehre vor dem Munde wegzunehmen. Es bedünke ſie aber, daß ſie den Pater Cyriax höre, wenn ihr Gemahl den Satz vorbringe, daß auf Prieſtermacht die Staaten ruhten. Nun kommen hiſtoriſche Invectiven gegen die katholiſchen Prieſter, deren ſie ſich entledigen muß „weil dieſe Sache ihre Ehre trübe.“ — Unter andern befürchtet ſie, ihr Herr Gemahl würde ſich vom Pater beſchwatzen laſſen, daß ſie eine Ketzerin, des Teufels und ewig verdammt ſei, denn dies ſei die Lehre der Kirche und der Pabſt ſpreche dieſelbe ohne Unterlaß aus. Sie fürchtet, daß ihr Gatte „dieſes liebloſe Urtheil ſeiner Kirche nur einen Augenblick, nur von Ferne für wahrſcheinlich halten könnte.“ Herr v. Sandau umarmt ſeine Louiſe und verſichert „er ſei ein ſo guter Katholik, als einer,“ aber an die Verdammung der Ketzer zu glauben, falle ihm im Traume nicht ein, die Prieſter möchten darüber ſagen, was ſie wollten. Dies beruhigt die Freiin, ſie beſorgt aber, Auguſte möge „den prieſterlichen Geiſt einſaugen“ und „Cyriax dürfte allmählig ſeine Bigotterie auf ihre Tochter übertragen.“ Der Herr v. S. erblickt mit Schrecken „die Nähe eines Abgrundes, den er Blinder nicht geſehen.“ Es wird der Beſchluß gefaßt und ausgeführt, den Winter in Cöln zu verleben, um „die

Zerſtreuungen des geſelligen Lebens auf Auguſten wohlthätig einwirken zu laſſen.“ Letztere wohnt der Prozeſſion nicht bei. Der Major bemerkte in Cöln bald, „daß man ſich von Seiten der Prieſter-Partei zu ſehr vom jeſuitiſchem Einfluſſe aus Belgien leiten laſſe,“ die wenigen Proteſtanten in Cöln und die gemiſchten Ehen hielt er, „bei der Verbeluſt und Werbegeſchicklichkeit der katholiſchen Prieſter,“ dem Katholicismus nicht für gefährlich. Seinen Satz, daß die Kinder in der Confeſſion des Vaters erzogen werden müßten, gründet er auf die Subordination. Er iſt daher gänzlich dagegen, daß ein proteſtantiſcher Vater darein willige, ſeine Kinder katholiſch erziehen zu laſſen. „Wo ſoll der Reſpect herkommen, wenn die Kinder wirklich glauben, was ihnen vom Prieſter gelehrt wird, daß der Pabſt Lutheraner und Reformirte verdammt habe.“ Da Auguſte hierbei ungläubig iſt und ſagt, daß wenn ſie heirathe „ſie wenigſtens darauf beſtehen würde, daß alle Kinder katholiſch werden müßten *)“ ſo erwidert Papa, ſie möge ſich hüten, ſich in einen Proteſtanten zu verlieben. Pater Cyriax iſt dem Major nach Cöln nachgeeilt, um ihm eine verdrießliche Sache vorzutragen. Ein katholiſches Mädchen aus des Barons Dorfe iſt mit einem Wupperthaler „Stock-Proteſtanten“ verlobt, welcher ſich der Bedingung, die Kinder aus ſeiner künftigen Ehe katholiſch erziehen zu laſſen, nicht fügen will. Der Major entſcheidet raſch, „die Confeſſion des Familien-

*) Fräulein von Sandau, Sie ſind ſehr naiv!

hauptes müſſe die herrſchende ſein", denn nach der Bundesacte hätten beide Confeſſionen in Deutſchland gleiche Rechte. Cyriax macht bemerklich, der Hr. Baron urtheile als Ritter und Soldat und ſagt: der Pabſt habe gegen die Bundesacte proteſtirt. Der Major entgegnet, dieſe Proteſtation ſei ſtillſchweigend durch den Abſchluß des Concordates mit Preußen zurückgenommen, wie die frühere gegen Preußens Königsthron und gegen den Beſitz der gräflichen Hochſtifte. „Wer ein Concordat auf einen Staatsvertrag abſchließt, erkennt den Staatsvertrag damit an." Er erklärt den Pabſt für untreu, für ſinnlos, daß er gegen das Verfahren der Leute proteſtire, die ihm wieder zu ſeinem von Napoleon vernichteten Anſehen verholfen hätten. Da der Major ſein: Verſtehen Sie mich? verſchiedentlich anbrachte, hielt Cyriax nicht für rathſam, die Materie fortzuſetzen, ſondern meldet, indem er vor Freude „ſich die Hände rieb," daß es nun zum gänzlichen Bruche zwiſchen den Katholiken und Preußen kommen würde, wie Erſtere es wünſchten. Als Bundesgenoſſen rechnet er her: „den Pabſt, die ganze katholiſche Prieſterſchaft, Baiern, Belgien und vor Allem Frankreich." Der Erzbiſchof von Paris ſchmiede das Eiſen, Alles werde Partei nehmen für die Cölner, wenn ihr Erzbiſchof der preuß. Regierung Widerſtand leiſte. Dann bezeichnete er es als einen „gut katholiſchen" Lehrſatz, „daß ein ketzeriſcher Fürſt gar nicht über wahre Gläubige herrſchen ſolle und Letztere ein Recht haben, gegen ihn zu rebelliren." Die Prieſter ſeien vollends nicht an Preu-

ßen gebunden, denn ein katholiſcher Prieſter begehe kein Majeſtätsverbrechen, wenn er auch wider ſeinen Regenten rebellire, weil er als Prieſter nur unter dem Pabſte ſtehe, nicht unter dem weltlichen Regimente.“ Bewieſen wird dieſer Grundſatz durch Berufung auf eine Inſtruktion Pius VII. an ſeinen Nuntius in Wien vom Jahre 1805, „welche den Ungehorſam gegen ketzeriſche Fürſten für eine heilige Regel gerechter Strenge erklärt.“ Mit Recht empört dieſe Weisheit den Herrn v. Sandau und er macht bemerklich, wie bei ſo bewandten Umſtänden die katholiſchen Prieſter gar nicht den Unterthaneneid hätten ſchwören dürfen. Jeder ſei Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn habe. Die Anmeldung eines Beſuchs, zu welchem Herr v. Sandau ſich hinausbegibt, befreit den Pater aus der Verlegenheit, hierauf antworten zu müſſen. Auguſte, welche das Geſpräch mit angehört, fragt den Pater, was er geantwortet haben würde? „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen,“ erwidert er. „Ewige Verdammniß ruhe auf denen, welche ſich nur mit der Ketzerei vertragen.“ Auguſte bemerkt, der heilige Vater habe in Italien unter lauter Gläubigen gut verdammen, wer aber unter Proteſtanten lebe, wie ſie*), und ſo treffliche Menſchen darunter fände, der könne dem ſtrengen Spruche des Pabſtes ſo leicht nicht Beifall geben. Es müſſe doch eine Hinterthür geben, um ſo viele fromme und

*) Vorher war geſagt, in Cöln kämen die Proteſtanten nicht wohl auf gegen die Katholiken.

gute Proteſtanten zu retten. Cyriax erſtaunt. Was hat denn die alleinſeligmachende Kirche für einen Vorzug, fragt er, wenn ein Luther und Calvin mit allen heiligen Biſchöfen und Prälaten in den Himmel kommen könne? Auguſte will wenigſtens ihre treffliche Mutter ausnehmen. Allein der Pater ſpricht ihr alles Heil ab; wenn alle erſinnliche Bemühungen, welche man anwenden müſſe, ſie dem Verderben zu entreißen, fehl ſchlügen, dann würden alle Tugenden der Engel ihr nicht helfen können. Auguſte fühlt ſich zu jenem Werke zu ſchwach. Der Pater verheißt ihr des Himmels Beiſtand und beſtimmt ſie mit dem Argument a tuto anzufangen und der Mutter zunächſt begreiflich zu machen, daß „man doch als Katholik ſeiner Seligkeit weit gewiſſer ſei.“ Das müſſe, aus beſorgtem Tochterherzen hervorquellend, der Mutter ſanft, liebevoll, mit Thränen und Bitten vorgeſtellt werden und dabei chriſtkatholiſche Frömmigkeit leuchten. Den Beiſtand des Vaters verbittet ſich Cyriax, weil das bei der Verheirathung gegebene Wort, die Confeſſion der Frau nicht zu beläſtigen, denſelbe binde. Da der Pater ihr „die Hölle mit ihren Teufeln und Qualen“ zeigt, willigt Auguſte ein, die Bekehrung ihrer Mutter hinter ihres Vaters Rücken zu vollbringen. Die Lectüre der Jungfrau von Orleans, welche der Pater erlaubt, „weil das Stück die Wunder der allein wahren Kirche verherrliche,“ erhitzt Auguſtens Phantaſie und ſie ſieht ſich ſchon die Oriflamme tragen. Geräuſch auf der Straße ſtört ſie aus ihren Träumen. Der Bediente

meldet: „der Herr Erzbiſchof habe nicht Parition leiſten wollen, ſei beim Kopfe genommen, in eine Kutſche gepackt und hinwegtransportirt worden.“ Auguſte meint, „gewiß habe man ihn zu unheiligen Dingen verleiten wollen.“ — Der Major kommt zurück, findet es arg und abſcheulich, den erſten Würdenträger der Kirche „wie den Stöpſel einer Champagnerflaſche mit einem Wurfe aus ſeinem Sprengel hinauszuſchnellen.“ Die Freiin v. Sandau bemerkt begütigend, nur die Noth könne den gerechten König genöthigt haben, zum Aeußerſten zu ſchreiten. Der Major findet das plauſibel und tröſtet ſich und ſeine Tochter damit, „daß ja der Erzbiſchof noch nicht die katholiſche Religion wäre.“ Die Regierungspublicanda beruhigen ihn völlig und er ſagt, wenn der Erzbiſchof päbſtliche Erlaſſe ohne Genehmigung des Staats publicire, dies eben ſo ſei, als wenn Pater Cyriax einem ſeiner Angehörigen ohne ſein Wiſſen geheime Inſtructionen ertheilen wolle. Auguſte fühlt ſich hierbei getroffen; die päbſtliche Allocution vom 10. December 1837 kühlt den Major noch mehr ab, „weil darin der Erzbiſchof blos als Märtyrer für die päbſtlichen Verordnungen gegen die gemiſchten Ehen dargeſtellt worden,“ was er für eine ſchlechte Vertheidigung hält. Als Auguſte bemerkt, „das Seelenheil werde in gemiſchter Ehe gefährdet,“ kommt ſie übel an, denn er fragt: ob ſeine Frau ihn oder ſonſt Jemand um ſein Seelenheil gebracht habe? Sie fällt knieend und weinend vor ihm nieder und klagt, daß ihre Mutter ewig verloren

ſei. Der Major wird beſtürzt und entläßt ſeine Tochter. Er überlegt ſich, daß es ſo in ſeinem Hauſe nicht bleiben könne, weil ſonſt der Friede zwiſchen Mutter und Tochter gefährdet ſei. Er gebot Auguſten, der Mutter von dieſer Anſicht nichts merken zu laſſen. Dieſe hatte aber eine feine Naſe und das Unheil längſt herausgeſpürt. Trübe und weinend ſitzt ſie deshalb auf ihrem Zimmer. Thomas, der einen Brief des Oberlieutenants hereinbringt, witzelt vertraulich über die Thränen, die er im Auge der Mutter und Tochter erblickt; letztere ſchreibt er dem Kirchenſtaube zu. Die inzwiſchen eingelaufene Nachricht, daß Ernſt von Sandau Capitän geworden, erheitert das ganze Haus etwas. Dem Major iſt es doch zu ſchwül in Cöln. Er kehrt auf ſein Gut zurück. Thomas bemerkt, daß es unter ſeinen Herrſchaften nicht richtig ſteht und ſchreibt heimlich an den Capitän, „daß dieſer kommen und den böſen Geiſt austreiben möge.“ Die Majorin erkrankt bedenklich an einem Katarrhalfieber. Auguſte denkt mit Angſt an ihre Bekehrungspflicht. Sie ſchlägt vor, Cyriax als Tröſter kommen zu laſſen. Die Mutter hat „einen beſſeren Tröſter als ihn;“ bei einem guten evangeliſchen Chriſten muß das ganze Leben eine Vorbereitung zum Tode ſein. Sie iſt bereit und mit Gott in einem Frieden, den ihr keine Segensformel eines ſündigen Prieſters geben, aber eben ſo wenig die Fluchformel eines Prieſters nehmen kann. Du haſt Recht, ſprach der Major, als ich vormals in die Schlacht ging, hatt' ich auch kein Weihwaſſer mit. —

Auguſte ſagt, wenn man es haben könne, möge man es doch nicht verſchmähen. Die Majorin thut es dennoch und empfiehlt ihrem Gemahl, ſich der Tochter anzunehmen, „der die unnütze Angſt um ihrer Mutter Seele das Leben abfrißt.“ Auguſte wird hinweggeführt. Vater und Reitknecht werden erweicht von ihrem Zuſtande. Der katholiſche Thomas ſucht nun mit ſeiner Stallphiloſophie und ſeinen Artilleriewitzen den Tröſter zu ſpielen. „Die Frau Majorin ſei hundert Mal beſſer als hundert Paters und könne nicht verdammt ſein.“ An dem Segen des heiligen Vaters, dem er den Pantoffel küßt, glaubt er, aber nicht an ſeinen Fluch; denn in der Bibel ſtehe: Fluchet nicht, ſondern ſegnet. Gott vollziehe einmal den Fluch des Menſchen nicht. Die Katholiken hätten die Fahne Chriſti, die Lutheraner aber auch, wie Garden und Tirailleurs von ganz verſchiedenen Truppen einer Fahne folgen müßten. Der Verfaſſer macht der erleuchteten Einſicht dieſes Stallknechtes eine tiefe Reverenz und Fräulein Auguſte merkt ſich, was er vom Fluche geſagt, als ein Evangelium. Als die Majorin lebensgefährlich krank liegt, erſcheint der neue Capitän, und die Freude über ſein Kommen führt die Mutter auf den Weg der Geneſung. Thomas weihet ihn ein. Ernſt dringt in Auguſten, ihm ihren Kummer mitzutheilen. Ihre Sorge um die Kirche wegen der Cölner Ereigniſſe erklärt er für grundlos. Er beruft ſich auf Schleſien und Brandenburg, wo den Prieſtern „Niemand etwas in den Weg lege.“ Ernſt fühlt wohl, daß dieß auch nicht der eigentliche

Kummer der Schweſter ſei. Es wird ihm denn auch eröffnet, ſie verzweifele an ihrer Mutter Seligkeit. Der Major wird bei dieſer Gelegenheit wüthend, daß Ernſt beim Religions-Unterricht vom Pfarrer angewieſen ſein ſoll, ſich zu bemühen, für die Erlöſung ſeiner Mutter aus der Ketzerei etwas zu thun. Er findet ſolche Inſtructionen ſchändlich, „die Mutter durch Bekehrungs-Verſuche zu kränken.“ Ernſt führt dagegen an, der Weg der Kinder gemiſchter Ehen, die Bekehrung ketzeriſcher Eltern in Ausſicht zu ſtellen, ſei noch der gelindeſte Ausweg aus der Klemme der Verdammung Aller, die nicht zur alleinſeligmachenden Kirche gehören. Der Vater gibt ihm Recht und „wünſcht nun beinahe, daß er Auguſten möchte evangeliſch erzogen haben.“ — Ernſt deducirt weiter, daß er den Glauben an die Verdammung der Mutter nicht theile, „denn die evangeliſchen Prediger drängen ſehr auf ein chriſtliches Leben,“ feierten mit großer Andacht das Abendmahl und legten hohen Werth auf das Bibelbuch. „Der heilige Vater ſelbſt, meint er, würde ganz andern Sinnes werden, wenn er ein Paar Jahre mitten unter Proteſtanten leben müßte und ſich entſchließen könnte, ihrer Gottesverehrung beizuwohnen.“ Als Auguſte ihm verweiſt, daß er die evangeliſche Kirche beſucht und ſeinen Glauben in Gefahr gebracht, erwiderte er ſeltſam: dann müßte es um den Grund des Glaubens an unſere Kirche ſchlecht beſtellt ſein, wenn er nicht einmal dem Eindrucke des evangeliſchen Gottesdienſtes widerſtehen könne. Was Wahrheit

iſt, braucht keine Prüfung zu ſcheuen, beſteht es nicht, nun — ſo iſt es nicht Wahrheit. — „Als Auguſte ſich auf die Lehre der Kirche beruft, welche ja Wahrheit ſei, entgegnet er, wenn ſeine Schweſter Kirchengeſchichte verſtände, würde ſie nicht ſo auf die Kirche pochen.“ Denn der Jeſuiten-Orden ſei vor 70 Jahren von derſelben als ein höchſt ſchädliches Inſtitut aufgehoben und vor 20 Jahren als höchſt nützlich wieder hergeſtellt worden. Ob nützlich oder ſchädlich einerlei ſei? Einmal müßten ſie ſich geirrt haben. Auguſte ſucht dem Einwurfe durch den Unterſchied zwiſchen Sachen der Disciplin und Glaubensſachen zu begegnen. Alſo kommt Ernſt mit einem andern Beiſpiele, der Entziehung des Kelches im Abendmahle, obwohl frühere Päbſte denſelben für nothwendig erklärt hätten. Als nun Auguſte des Bruders Gründe gegen die Verdammniß der Ketzer zu wiſſen verlangt, nennt ihr derſelbe zwei: erſtens, ſein Herz, welches nicht glauben könne, daß Gott die Liebe braver Menſchen um Glaubensverſchiedenheit verdammen könne. Auguſte verräth, daß dieſer Grund ſich auch zuweilen bei ihr eingeſchlichen hätte, wenn ſie ihre treffliche Mutter angeſehen. Als zweiten Grund führt Ernſt die Bibel an, welche er in der v. Eßiſchen Ueberſetzung geleſen. Er gibt dieſe Ueberſetzung der Schweſter zu leſen und beruft ſich auf einige Bibelſätze, welche die Lehre von der Verdammniß der Ketzer widerlegen ſollen:

1) Der Menſch ſolle den Menſchen nicht richten, ver-

dammen und ihm fluchen, folglich sei dieß auch den Katholiken und Päbsten nicht erlaubt;

2) daß Gott Jedem vergelten will nach seinem sittlichen Verhalten, folglich nicht nur den Christen, „sondern auch den Heiden, geschweige denn den Lutheranern;"

3) Irrgläubige solle man meiden, aber nicht verdammen, indem das Gericht überall eine Handlung Gottes und Christi sei;

4) daß zur Seligkeit nur der Glaube an einen wahren Gott und Jesum Christum, als seinen Gesandten, erforderlich sei, welchen die Protestanten nicht hätten.

Auguste ist erstaunt und vermuthet, daß die gepriesene Uebersetzung von einem Hermesianer herrühren möchte. Sie vermuthet, ihr Bruder sei dadurch ein Lutheraner geworden und sie werde es vielleicht auch. Ernst versichert: „er werde Katholik bleiben, denn er habe der katholischen Kirche Treue gelobt." Er wolle aber ein Katholik sein, der gerecht, mild und christlich gegen andere Glaubensverwandte sei. „Man hört nicht auf, ein guter Katholik zu sein, wenn man auch nicht alle von Rom ausgesprochenen Sätze mit geschlossenen Augen für unumstößliche Wahrheiten hält." Ob man dann kein Katholik mehr sei, wenn es einem unmöglich falle, an alle die Wunder zu glauben, welche man bei den Heiligen für erwiesene Thatsachen genommen hat? Ein Capitel, „der glückliche Tag" überschrieben, erzählt nun die Erfolge von Augustens Lectüre im neuen Testamente.

Die Leſung der Bergpredigt, namentlich Matth. V. 8. 9. 43—45. VI. 5. VII. 1—3. 12. 18—20. XII. 47—50. XIX. 17. XXV. 34. überzeugt ſie, daß das Verfahren der katholiſchen Kirche gegen Ketzer ganz widerchriſtlich iſt, und ſie findet, daß das Chriſtenthum bei den Lutheranern beſſere Früchte getragen als bei den Katholiken. Stolberg habe alſo nicht katholiſch werden dürfen, um ein Bruder Chriſti zu werden. Sie findet, daß dort nur von Sittengeboten die Rede, und kein Gebot der Kirchen-Disciplin tritt ihr entgegen. Nachdem ſie dieſes Alles wohl überdacht, war ihr zu Muthe „wie einem, dem man Befreiung aus langer Gefangenſchaft ankündigt.“ Sie ſah ein, wie die Liebe gegen ihre Mutter unter dem Drucke der Kirchenlehre erkaltet war. Sie erkannte, daß eine gemiſchte Ehe für den evangeliſchen Theil ein großes Wagniß ſei, und daß eine Katholikin, welche einen Proteſtanten heirathe, der alle Kinder evangeliſch erziehen laſſe, weit beſſer daran ſei, als eine Proteſtantin, die einen Katholiken heirathe, der die Kinder katholiſch erziehen laſſe, welche ihre Mutter alsdann für eine verdammte Ketzerin halten müßten. Mit neugeborner Liebe trat ſie an das Krankenbett ihrer Mutter; Ernſt war mit dem Erfolge ſeines Rathes ſehr zufrieden. Er beſeitigt ihre aus Marcus XVI. 15. 16. hergenommenen Zweifel, wo Chriſtus Alles vom Glauben abhängig macht, damit, daß jener Ausſpruch nicht auf die jetzigen Zeiten, ſondern auf die Zeiten der Apoſtel gehe. Glaube heiße da etwas ganz Anderes, als was

der Tridentiner-Kirchenrath dafür ausgegeben. Das eigentliche Credo hätten aber Evangelische und Katholiken gemein. Aus Lucas IX. 51—56. wird nun demonstrirt, daß der Pabst und die Kirche bei ihrem Fluche der Ketzer ganz gegen den Geist Christi verfahren. — Auguste setzt ihre Lectüre fort und findet aus Johannes (1 Brief II. 9. III. 14. 15. Evangelium III. 16—18., namentlich aber Evangelium II. 22. 23. 1 Brief IV. 2. 15. V. 1. Evangelium XIV. 23. II. 3—5. III. 8.), daß man ein recht guter Christ sein könne, ohne alle Aussprüche, welche aus Rom kommen, für unfehlbar zu halten. Sie betrachtet ihren Bruder nun als Erlöser aus „einem Herzenskampfe." Ernst beweist weiter, daß die Stellen von der Strenge der Apostel gegen die Ketzer nicht auf Evangelische bezogen werden könnten, daß diese über Christum ganz die katholische Lehre beibehalten, überhaupt dieselbe Lehre von Gott, von Christo und vom heiligen Geiste hätten. Die Majorin, welche die vortheilhafte Aenderung in Augustens Stimmung und Benehmen gegen sie bemerkt, preist „den Segen des göttlichen Wortes," warnt sie aber vor dem Rückfall in ihre frühere Denkart. Dem Pater Cyriax hatte ungemein verdrossen, daß die Majorin, in Ermangelung eines evangelischen Geistlichen, nicht ihn hatte rufen lassen, noch mehr, daß sie sogar seinen angemeldeten Besuch verbeten. Besonders beunruhigte ihn der Gedanke: „daß Auguste die Erfahrung machen möchte, man könne auch ohne Messe und letzte Oelung mit Ruhe sterben." Die Ankunft des

Capitáns, der lange Jahre unter Ketzern gelebt, erfüllte ihn mit neuer Beſorgniß. Er grollte, daß ihm dieſer nicht einmal einen Beſuch gemacht. Er ſpann mit der Zofe auf dem Schloſſe, einer niederträchtigen Creatur, welche er durchſchaute, unter ſchändlichem Mißbrauch ſeines amtlichen Einfluſſes Intriguen, um durch das Zofengeklätſch in Erfahrung zu bringen, was im Schoße der freiherrlichen Familie, von der er ſich ſo lange ausgeſchloſſen geſehen, vorging. Eine hohle Weide am Zaune des Pfarrgartens war der Briefkaſten, welchem die Zofe ihre Spionirzettel, die dem Pater über den Stand der Angelegenheiten Auskunft gaben, anvertraute. So erfuhr Cyriax, daß Auguſte eine deutſche Bibel leſe und ihre Mutter nicht mehr für verdammt halte. Er ſchreibt nun Auguſten einen langen Brief, worin er ſie mit pfäffiſchen Schmähungen überhäuft, daß ſie in beiden Stücken ſeiner Weiſung und der Kirchenlehre zuwider gehandelt, ſcharfe Mahnungen ertheilt, auch kraft ſeines Amtes bei Vermeidung der Entziehung der Abſolution in der Beichte ihr unterſagt, von ſeinem Briefe Jemand Meldung zu thun. Er fällt darauf, den alten Thomas zum Ueberbringer deſſelben zu erwählen, dem er vorſpiegelt, der Brief ſei von einem vornehmen, reichen heimlichen Liebhaber des Fräuleins in Cöln geſchrieben, welcher den Eltern nicht recht ſei. An der pfiffigen Dummheit des Alten ſcheitert dieſer Plan. Der Brief blieb bei Cyriax zurück, der alte Thomas erzählt aber Alles dem Capitán. Cyriax fühlt, daß der Brief

fort muß; er überwindet ſeine Furcht vor ſeinem Patron: „er ſei ja kein armer Ketzerpfarrer, der freilich vor dem Herrn Patron Reſpect haben müſſe; frage er doch kaum nach einem König.“ Der Brief wandert alſo in die hohle Weide mit einem Umſchlage an die Zofe, worin dieſe weiter inſtruirt wird. Dieſe ſchob ihn in Auguſtens neues Teſtament, wo der Capitän ihn vor ſeiner Schweſter fand. Sie ſchreibt darauf: „geht unerbffnet zurück.“ Der Major kommt, ehe dieſe Aufſchrift vollzogen wird, dazu und öffnet den Brief. Er wird grimmig. Zofe Sophie will es dem Pater durch die hohle Weide melden. Thomas hat ſich in der Nähe ſchon auf die Lauer gelegt und ſchleicht ſich, als die Zofe ſich entfernt, herbei. Er findet den Baum (der ſieht ja gerade aus wie ein Gotteskaſten) und Brief. So wird der Verrath der Zofe offenbar und dieſe fortgejagt. Cyriak's Brief wird Auguſten nun doch zum Leſen gegeben. Sie fühlt ſich auf das Tiefſte verletzt und gekränkt. Der Vater bemerkt: „Du ſiehſt, wie ungerathen es iſt, wenn der Katholik ſich ſeinem Prieſter ſo unbedingt hingibt. Ehre dem Amte des Herrn! Sclave der Prieſter muß man nicht ſein; ſie wollen uns dazu machen: darum iſt die Beichte ꝛc.“ Der Pater, nichts Gutes ahnend, macht eine plötzliche Reiſe. Auch der Capitän reiſt weg, nachdem er noch ſeine Exegeſe über Matthäus X. 37. der Schweſter hinterlaſſen, daß ſolche blos auf nicht chriſtliche Eltern gehe. Unſere Prieſter haben, fügt er hinzu, wenn ſie von der Kirche reden, meiſt nur ſich

im Auge. Die Kirche aber umfaßt alle Christen. Die Priester sind der Kirche wegen da, nicht umgekehrt; sie stehen sammt dem Pabste nur unter dem heiligen Coder und dürfen, wie es gleichwohl immer geschieht z. B. beim Verdammnißurtheil über die Evangelischen, den Aussprüchen Gottes und Christi nicht entgegen entscheiden. Der Capitän versichert sie endlich, da die Schwester bei der Drohung in Cyriax Briefe, die Fürbitte der Heiligen werde ihr entgehen, ängstlich wird, er habe darum keine Sorge, denn David, Jesus und die Apostel hätten auch dieser Fürbitte entbehrt. Nachdem der Capitän abgereist, läßt die Frau v. Sandau einen würdigen Greis, einen evangelischen Geistlichen kommen, um zu communiciren. Er wird natürlich sehr erbaulich geschildert und Auguſten erhebt die „die evangelische Messe" sehr. „Als geistlicher Berather" seines Beichtkindes räth er der Majorin dringend, Auguſten längere Zeit aus der Atmosphäre des Paters Cyriax zu entfernen und sich mit ihr eine Zeit lang unter Evangelischen aufzuhalten, denn durch solche Veränderung komme jeder Katholik von der finstern Ketzertheorie zurück, welche der römische Hof mehr um der Consequenz und des geistlichen Wohlstandes Willen, als aus eigener Ueberzeugung festhalte.

Auguſte fühlt sich zu diesem „redlichen" Manne hingezogen. Sie befragt ihn nach der Bedeutung des dem Petrus verliehenen Schlüsselamtes. Der Geistliche will sich darüber nur äußern, wenn es der Herr Major erlaubt, was dieser natürlich sehr gern thut. Der Geistliche gibt

davon die Bretſchneider'ſche Erklärung: „daß Chriſtus Mathäus XVI. 19. nur zu der Perſon des Apoſtels Petrus geſprochen, der bekanntlich damals nicht Biſchof zu Rom geweſen, und daß daher dem heiligen Vater, der kein Apoſtel ſei, jener Zuruf nicht gelten könne; das Binden und Löſen gehe auch nur auf Juden und Heiden, nicht aber auf Gläubige und daher auch nicht auf Evangeliſche über, weshalb der Pabſt ſchon deshalb hier nicht binden und löſen dürfe. Die Vollmacht ſei mit Petri Tod erloſchen und finde darauf ſo wenig noch eine Berufung ſtatt, als auf die Vollmacht eines Statthalters, den ein König zu etwas ermächtigt, von des Erſtern Nachfolgern eine Berufung ſtatt finden könne. Endlich habe die Vollmacht vorausgeſetzt, daß Petrus nur nach Chriſti Willen dieſelbe gebrauchen würde. Wenn alſo der heilige Vater die Ketzer übereilt und unbeſonnen verdamme, ſo werde Chriſtus das nicht ratificiren. Es müſſe alſo, wenn der Pabſt etwas erkläre, zuvor jederzeit unterſucht werden, ob er dazu ein Recht habe. Deßhalb gehe auch jener Spruch nicht auf die Prieſter. Eben ſo beweiſt der Geiſtliche, daß Math. XVIII. 18. gar nicht von Glaubenslehren und Glaubensirrthümern gemeint ſei, ſondern von Verſündigungen gegen Andere. Nachdem der würdige Mann noch Mehreres zum Abbruche des Katholicismus exegeſirt hatte, bricht er ab, „weil es den Anſchein gewinnen könnte, als wolle er Auguſten in ihrer Confeſſion irre machen, und das wolle er nicht.“ Auguſte aber, nach der verbotenen Frucht, die ihr ſo ſüß

geſchmeckt, weiter begierig, dringt in ihn, auch das: „Empfanget den heiligen Geiſt" zu erklären, denn „man hört ja nicht auf, ein guter Katholik zu ſein, wenn man nicht jeden Ausſpruch des Kirchenoberhauptes für ganz unfehlbar hält." Der Herr Pfarrer beweiſt nun aus andern Bibelſtellen, daß weder die Apoſtel zu infallibeln Herrn, noch die Chriſten zu Sclaven beſtellt worden, daß das Empfangen des heiligen Geiſtes nicht die Unfehlbarkeit einſchließt und man, was im Geiſte vorgetragen wird, prüfen darf, ob es auch recht ſei, nach dem Grundſatze: was gegen Chriſti und der Apoſtel Ausſage iſt, können wir nicht für Wahrheit halten. Die Aufforderung Chriſti an Petrus: „weide meine Schaafe" läßt der Geiſtliche nur an die Perſon des Petrus gerichtet ſein, welcher (1 Brief II. 25. V. 4.) ſelbſt nur Chriſtum, nicht ſich den Oberhirten genannt habe. Der Major wundert ſich nach dieſem Allen, daß man dem Spruche: „Rom hat geſprochen, alſo muß man ſchweigen," nicht ſchon längſt eine heilſame Einſchränkung gegeben. Der Pfarrer ſagt, das ſei längſt geſchehen. Gregor der Große noch habe den Kaiſer ſeinen ihm von Gott geſetzten Herrn genannt, dem er gehorchen müſſe, weil ihm Gott die Herrſchaft auch über die Prieſter gegeben. Erſt die Päbſte des 11. Jahrhunderts hätten behauptet, daß das Kaiſerthum ein Lehen des heiligen Stuhles ſei und ſie Kaiſer nach Belieben ein- und abſetzen könnten. Auch hätten die Kaiſer ſich ganz als Oberherren der Kirche gezeigt und Kirchenverſammlungen berufen, deren Schlüſſe

ſie beſtätigt oder verworfen hätten. Die katholiſche Kirche habe dem Grundſatze, daß ſie jedem Anſpruche des römiſchen Stuhles unbedingt glauben und gehorchen müſſe, zu Coſtnitz und Baſel feierlichſt widerſprochen; dieſe Beſchlüſſe hätten die Päbſte in Vergeſſenheit zu bringen geſucht. Die Jeſuiten hätten dazu am meiſten gewirkt. Die geſetzgebende Gewalt ſtehe auch nach dem Bad-Emſer-Congreſſe von 1786 nicht dem Pabſte, ſondern der Geſammtheit der Biſchöfe zu, indem die rheiniſchen Erzbiſchöfe damals, wie bereits 1769, beſtimmt hätten, daß alle römiſchen Bullen und Breve's nicht eher geſetzliche Kraft bekommen ſollten, als bis dieſelben von den deutſchen Biſchöfen geprüft und genehmigt worden. — Der Geiſtliche fährt fort: es wäre ſchlimm um unſere Ruhe beſtellt, wenn man nach dem Satze: „Rom hat geſprochen" Alles unbedingt glauben und thun wollte. Gregor VII. z. B. hat geſagt: „die fürſtliche Würde (welche Chriſtus doch als eine göttliche Anordnung erkannt) ſei eine Erfindung des Teufels." Aehnlich habe Bonifaz geſprochen; das copernicaniſche Syſtem habe man für eine Ketzerei erklärt. Der Major erwähnt auch noch, daß der Pabſt Preußens Königswürde für null und nichtig erklärt, weil nur er Könige machen könne, und jetzt habe er doch Tractate mit dem Könige geſchloſſen. Nach der Abendmahlzeit führt der Pfarrer die Familie durch ein Fernrohr am Himmel ſpatzieren und gibt artige aſtronomiſche Aufſchlüſſe. Er erklärt die Wunder des Himmels, macht auf die Unzählbarkeit der Welten aufmerk-

ſam und anſchaulich, wie die Himmel die Ehre Gottes erzählen, wie der Einblick in das Weltall die „feſteſte Bürgſchaft unſerer Fortdauer nach dem Tode ſei," wie Chriſti Himmelfahrt ein ſolcher Eintritt in eine neue Welt geweſen und wie wir ſelbſt, wenn wir nach dem Tode in eine neue Welt eintreten, einen dieſer Welt angemeſſenen Leib für unſern Geiſt erhalten; daß alle dieſe Welten bewohnt wären, ſei außer Zweifel, denn es ſei eine Thorheit zu glauben, daß allein auf dem kleinen Sonnenſtäubchen der Erdkugel Alles belebt, auf den andern herrlichen Planeten aber Tod und Oede herrſche. Bei den ungeheuern Dimenſionen für die Himmelsräume und Größe der Himmelskörper, welche der Pfarrer anzugeben weiß, wundert ſich die Majorin über die ſtolze Anmaßung der Menſchen, welche da glauben, daß der Himmel nur für ſie allein da ſei. Nun wird ferner ausgeführt, daß Himmel und Hölle nur Bilder ſeien, um die große Wahrheit der Vergeltung des Böſen und Guten auszuſprechen. Die Vergeltung, ſpricht der Pfarrer, beginne ſchon hier. Die katholiſche Kirche hat nach ſeiner Verſicherung die Bilder, in welchen das heilige Bibelbuch die Strafen der Böſen beſchreibt, wörtlich und eigentlich genommen, weshalb denn nichts übrig geblieben ſei, als die richtige Erkenntniß des Weltalls, da dieſelbe aufgekommen, für Ketzerei zu erklären und den Galiläi in den Kerker zu werfen. Nun geht es über die Irrthümer der Päbſte her, welche, weil ſie mit Ehren nicht wiederrufen werden könnten, ſtarrſinnig feſtge-

halten würden; ſo ſei es auch mit dem Bannfluche gegen die gemiſchten Ehen, obgleich ſie nicht umhin gekonnt hätten, mit den proteſtantiſchen Regierungen in Kirchenſachen zu handeln und Concordate zu ſchließen. Der Pabſt ſollte es mit den Proteſtanten eben ſo machen, wie mit den neuen Welt-Syſtemen, und wie man dieſe als eine Hypotheſe vortragen dürfe, ſo auch geſtatten, daß man an das Erlaubtſein der gemiſchten Ehen und an die Seligkeit der Proteſtanten wie an einen leiblichen Einfall glauben dürfe, denn die Zeit komme nicht wieder, wo man den Himmel als eine Burg und die Hölle als ein Burgverließ angeſehn, zu denen beiden der heilige Vater den Schlüſſel habe. Gott ſei Dank! ruft er aus, mit dem Glauben, daß ein Prieſter, ein Menſch, durch ſeinen Spruch Himmel oder Hölle öffnen könne, iſt es nichts. Wie ſollte ein Menſch ſo ungeheuere Gewalt haben, daß er durch ſeinen Spruch das Schickſal der Menſchen noch über das Grab hinaus unwiederruflich entſcheiden könnte. Man würde Gott nicht mehr für weiſe, gerecht und gütig halten können, wenn er irgend einem Menſchen eine ſo furchtbare Macht gegeben hätte, und was ſollte man von Gott urtheilen, wenn er ein ſolches in menſchlichem Unmuthe gefaßtes Verdammungsurtheil unbedingt vollziehen wollte? Auguſte ſinkt erſchüttert ihrer Mutter in die Arme, welche mit ihrem Gatten natürlich „über ſolchen Anblick erfreut iſt.“ Der alte Thomas iſt, wie ſich nach dem Bisherigen von ſelbſt verſteht, mit der Demonſtration ſehr einverſtanden. — Die Majorin freut ſich, daß

aus dem für unglücklich gehaltenen Cölner Ereigniß sich der Frieden für ihr Haus entwickelt habe. Sie sieht ein, daß wenn es dabei bleiben solle, entweder Cyriax aus ihrem Dorfe verbannt, oder der Wohnort verändert werden müsse. Inzwischen ist Cyriax mit einem erzkatholischen, steinreichen 36jährigen Baron, den er Auguſten zum Gemahl ausersehen, wiedergekommen. Beide werden vom Herrn v. Sandau, bei welchem sie ihren Besuch anmelden, zu Tafel geladen. Dem Cyriax war der Anblick des evangelischen Geistlichen ein Stich ins Herz, und er hätte „denselben zehn Meilen hinweg gewünscht." Um der römischen Kirche nichts zu vergeben, nannte er ihn nur „Herr Prediger" oder „Herr Nachbar," während jener ihn „Herr Amtsbruder" titulirte. Der Freiherr v. S. behandelt den Baron, in welchem er bereits seinen künftigen Schwiegersohn erblickt, gar verbindlich. Dieser glücklichen Laune verdankt auch Cyriax die Abwendung des Ungewitters. Der Freiin „kostete es Mühe, beim Anblicke des Paters, welcher ihr Herz so sehr gekränkt hatte, ihre Bewegung zu bemeistern, die sich in der höhern Röthe ihrer Wangen kund that. Doch — sie hatte ihm im Herzen vergeben und auch er wurde höflich von ihr empfangen." Auguste ist vor Aerger über die gemuthmaßten Intentionen des Barons blaß, und empfängt ihn verlegen und linkisch. Der Baron gibt „diesem Verhalten unbedenklich die Auslegung, daß sie aus Liebe zu ihm befangen sei." Bei Tische kommt die Rede auf den für Cyriax und den Baron unvergleichlichen Athenasius

v. Görres „ein gewaltiges Buch, das beste, was seit langer Zeit geschrieben. Trotz dem, daß es verboten, findet man es in allen Häusern und es wird vom gemeinen Manne verschlungen." „Wenn sie es auch nicht verstehen," sagt der Baron, „so weht sie doch der Geist des Buches an. Ja, was ein Görres schreibt, das ist hocherhebend, und ich muß sagen, daß selbst ich nicht Alles verstehe, aber den Dreschflegel weiß er zu führen, daß es kräftig klippt und klappt, und das ist für das Volk die Hauptsache." Der Wirth erinnerte sich eines Görres, der am Rhein in den neunziger Jahren die Sprache der Revolutionäre führte und Pabst und Kirche mit Koth bewarf. Die betreffenden Stellen der damaligen Görres'schen Schriften werden verlesen. Die Identität des damaligen Görres und des Verfassers des „Athanasius" wird bezweifelt. Der Baron findet in dem frühern Görres einen „abscheulichen, frechen Spötter," Cyriax aber „einen jungen Schwindler, bei dem die Leidenschaft mit dem Kopfe davon lief," und vergleicht ihn mit dem heiligen Augustinus, welcher vorher ein Manichäer gewesen. Die Kirche habe an Görres nun auch ihre wunderthätige Kraft bewiesen. Der evangelische Pfarrer macht die weise Distinction, Augustin sei in seiner Jugend noch kein Christ gewesen, Görres, der Revolutionär aber, ein bereits gefirmelter katholischer Christ, welcher in Ehrfurcht vor der Kirche aufgewachsen. Der Baron bleibt dabei, daß der Verfasser des „Athanasius" nicht jener Görres sein könne, weil im „Athanasius" ausdrücklich gesagt worden „der

Verfaſſer habe zur abtretenden Generation dieſelbe Sprache geführt, mit welcher er die aufgehende im Athanaſius begrüße.“ Der Münchener Görres, fährt er fort, ſei ein gar frommer und feſtgläubiger Mann, welcher zum Glauben an die alle Freitag blutenden Wunden der Nonne zu Dülmen glaube, ſo wie daß die vom Erzbiſchof zu München eingeſegneten Wunder-Medaillen ſchußfeſt machten. Nun folgen die ungläubigen Campagnen- und Pferdeknechtswitze des Majors und des Bedienten Thomas über ſolche Schußfeſtigkeit, und wie in dem frommen München, wo die Mutter Gottes ſo viele Wunder thue, die Zahl der unehelichen Kinder ſo groß ſei, und wie endlich, wo die Jeſuiten herrſchen, die Ausſchweifungen am größten ſind. Der Major ſagt, der Geiſt der Bundesacte verbiete die Wiederaufnahme der Jeſuiten. Cyriax entgegnet: die Bundesacte ſei, was den Religionspunkt betrifft, längſt durchlöchert: „die Tyroler mußten aus Tyrol fort und die Bundesacte ſchützte ſie nicht; Preußen will ja ſeine Alt-Lutheraner nicht leiden und fragt nichts darnach, daß die alt-lutheriſche Confeſſion nach den Beſchlüſſen des Wiener Congreſſes freie Religionsübung haben ſoll.“ Der Major gibt zu, daß es beſſer ſei, Beides wäre nicht geſchehen, damit wäre aber die Bundesacte wegen der Religionsfreiheit nicht aufgehoben. Der Baron ſtimmt ihm bei, weil Görres ſich auf die Bundesacte beruft, um zu beweiſen, daß dem Erzbiſchof Unrecht geſchehe. Der Freiherr entgegnet „daß, wenn Görres weiter nichts bewieſen habe, ſein Buch den weiten Weg

von München in die Rheinlande gar nicht zu machen gebraucht, weil da die Meinung ohnehin fixirt gewesen, daß dem Erzbischofe Unrecht geschehen sei.“ Der evangelische Pfarrer widerlegt nun die Bemerkung des „Athanasius“, daß das landesherrliche placet erst durch die Josephinischen Verordnungen eingeführt worden, denn Maria Thereſia habe es schon 1747 verordnet. Nun fährt der Major mit der Handgreiflichkeit seiner Argumente dazwischen und deducirt, daß der Pabst auch ein Reich von dieser Welt habe, ein recht sichtbares und fühlbares (Bischöfe, Priester, Klöster, Kirchengüter), daß man daher nicht sagen könne, er gebiete bloß in geistlichen Dingen und bedürfe des placet der weltlichen Macht nicht. Der evangelische Pfarrer beginnt nun ein allerliebstes Register von den Menschlichkeiten der Päbste und dem Unsinne, welchen sie erlassen und den keine weltliche Macht gut heißen dürfe, z. B. den Bann Clemens V. gegen die Venetianer bis ins fünfte Glied, weil sie Ferrara besetzt, was doch die Oestreicher jetzt auch gethan. Er bringt hiermit sowie durch die Ausſprüche Hadrians IV., Bonifaz VIII. und Pauls IV. Ketzerverordnungen die beiden katholischen Herren so in die Enge, daß selbst Cyriax gestehen muß, die heiligen Väter hätten sich von ihrem Eifer zu weit hinreißen lassen, „dagegen bliebe es dabei, daß rein geistliche Sachen,“ wie Görres sage, „dem Staate nichts angingen.“ Da kommt er aber übel an. Der evangelische Herr Amtsbruder zieht gegen seine Dummheit mit überlegener Bretschneiderscher Gelehrsam-

keit zu Felde und beweiſt ihm ſonnenklar, daß es gar keine rein geiſtlichen Sachen gebe, weil alle in das irdiſche und bürgerliche Leben eingreifen. Cyriax ſagt, die Kirche ſolle auch das Leben durchdringen. Vom Chriſtenthum gibt der Pfarrer dies zu. Er kann ſolches aber nicht in der Fluchbulle finden, noch dieſe für eine Stimme der chriſtlichen Religion halten, welche alle Jahre am grünen-Donnerſtage flucht, während das Chriſtenthum ſolches verbiete. Der Pfarrer gibt nun die Geſchichte dieſer Bulle zum Beſten, wie er überhaupt den Pater Cyriax, einen völligen Ignoranten in der Kirchengeſchichte, gewaltig präceptorirt. Er weißt nach, wie Alexanders VI. Freundſchaftsbündniß mit Sultan Bejazeth und Pius VII. Bund mit dem Sultan zur Vertreibung der Franzoſen aus dem Kirchenſtaate ſelbſt dem Fluche der Bulle unterliege. Cyriax weiß nicht mehr aus und ein und mahnt, daß man bei der Sache bleibe, denn nicht von allen jenen Dingen, ſondern vom Erzbiſchofe ſei die Rede, deſſen unverdiente Behandlung Görres als unrechtmäßig erwieſen habe. Der Pfarrer entgegnet, daß wenn ſich Görres hierauf beſchränkt habe, eine ſolche Vertheidigung des Erzbiſchofs ihm kein Proteſtant verdenken werde, „er ſpreche aber auf das Herabwürdigendſte und Feindſeligſte von den Proteſtanten, bemühe ſich, die Katholiken zum bitterſten Kirchenhaſſe zu entflammen, um das Ungeheuer des religiöſen Fanatismns wieder zu erwecken.“ Er beſorgt die Wiederkehr der Glaubens-Metzeleien. Cyriax ſagt, die Proteſtanten hätten auch Gräuel gegen die Ka-

tholiken geübt. Der Pfarrer leugnet es nicht, entſchuldigt es aber mit: „Druck zeugt Gegendruck, Verfolgung gebiert Rachſucht.“ — Cyriax behauptet, Alles, was Görres ſage, ſei gegen Preußen gerichtet, der Pfarrer meint: gegen alle proteſtantiſche Regierungen. — Cyriax bemerkt: Görres ſage ſelbſt, er wolle nicht aufreizen, ſondern beruhigen. Der Pfarrer belegt durch mehrere, aus dem Zuſammenhange geriſſene Stellen, daß Görres dennoch aufwiegele. Der Major kommt den Subtilitäten mit ſeinen plumpen Vergleichen zu Hülfe und bemerkt: „Sieh doch! der Görres hat in München gut hetzen, wo er warm ſitzt! Die hinten bei der Bagage wollen immer die Eiſenfreſſer machen.“ Cyriax beruft ſich darauf, daß Görres die Rheinländer vor Aufruhr warnt. Der Pfarrer bemerkt: wenn es ſo fortgehe, würden die Proteſtanten auch die Hände nicht in den Schoß legen, und es dürfte darauf ankommen, wer der Stärkere ſei. Nachdem er ſo den Krieg in Ausſicht geſtellt und Cyriax geantwortet, das könnten die Katholiken wagen, wird er ganz wüthig und ſchimpft gar mächtiglich auf die fortwährenden Unbilden, welche ſich die katholiſche Kirche als Rechte wider die proteſtantiſche erlaube. Die Hausfrau mit ihrer ſchönen, edeln Geſinnung ſucht den Krieg an ihrer Tafel durch den Ausſpruch deſſen, den beide Theile für ihren Herrn erkennen: „Liebet Euere Feinde, ſegnet die Euch fluchen, thut wohl denen die Euch haſſen,“ zu beſchwichtigen. Der Major beſiegelte auf Sandauſche Manier den Frieden durch das Weinglas. Cyriax em-

pfiehlt sich. Nach Tische verschachert der Freiherr sein Gut, welches er selbst schon zu theuer bezahlt hatte, mit einem Profit von 10,000 Thlr. an den Baron, welcher damit auch die Hand Augustens gewonnen zu haben wähnt. Diese Täuschung läßt sich der Freiherr wohl gefallen, denn er glaubt selbst, daß Auguste dem Baron ihre Hand reichen werde. Sie ahnet das und schaudert vor dieser Partie. Der Baron reist ab. Beim Stiefelausziehen erzählt Thomas seinem Herrn, daß Pater Cyriax die vertriebene Zofe in einem Kutschwagen selbst zum Baron gebracht habe, bei dem sie „Schließerin der Schlafstube" geworden sei. — Im Frühjahre reist der Freiherr v. Sandau mit Sack und Pack nach Mainz, wo die Eintracht der fraternisirenden katholischen Oestreicher und evangelischen Preußen Augusten sehr wohl thut, da sie sieht, daß die Mainzer Katholiken Cyriax's finstere Ketzertheorien nicht theilen. Sie wundert sich auch über die Freisinnigkeit der Mainzer, welche auszusprechen wagten, daß die katholische Kirche weit besser daran sein würde, wenn es keine Katholiken gäbe, indem diese die Kirche und Religion zu politischen Zwecken mißbrauchten und den römischen Stuhl verführten, mit dem Kopfe gegen die Mauer zu stoßen, was nothwendig seinen Ruin herbeiführen müsse, so daß es nöthig werde, jedem Lande einen eigenen Patriarch vorzusetzen. Dabei läßt sie sich auf die allbekannte Weise von dem Reitknechte belehren, daß die Predigt besser sei, als die Messe. Diese mit Weihwasser und Oelung ꝛc. schicke sich nicht für einen Krie-

ger, der ihrer immer entbehren müſſe. Er geht darum in die evangeliſche Kirche, denn der Prediger daſelbſt predigt ſo ſchön, daß ſelbſt der Gottſeibeiuns bei ihm gebeſſert werden müſſe. „In dem Fräulein ſtecke noch ein wenig Cyriax" und dem könne es nichts ſchaden, wenn er vollends ausführe. Auf dieſe Bedienten-Freiheit erwidert Auguſte nur ein unwilliges „o Thomas!" und er entſchuldigt ſich, daß er nicht den katholiſchen Glauben, ſondern das Fluchen, Verdammen und Haſſen meine, das man beim Pater lerne. Auguſte will zur Meſſe gehen, allein die Eltern nöthigen ſie zu einer angeblichen Luſtfahrt auf ein Dorf. Hier geht man zu einem katholiſchen Geiſtlichen in die Kirche, die auch die Evangeliſchen beſuchen „da der Herr Pfarrer auch aus der Bibel predigt und den Glauben der Evangeliſchen nicht beſtreitet, weil er weiß, daß ſie auch zu ihm in die Kirche kommen." Nun hat die Majorin natürlich auch Luſt, die Predigt zu hören. Man geht in die Kirche. Der Pfarrer ermahnt beide Confeſſions-Verwandte zur Achtung gegen einander, ſowie daß beide die Vorzüge ihrer Kirche erkennen, aber auch die redlichen Ueberzeugungen anderer Kirchen achten möchten. Man müſſe das Gute und Chriſtliche überall ehren, ſich vor Religionshaß hüten. Er warnt, ſich durch die bedauerlichen Ereigniſſe zu Cöln zum Religionshaß hinreißen zu laſſen, und ſchildert die traurigen Folgen, welche ſolches in Familien hervorbringe. Das iſt alles Waſſer auf Auguſtens Mühle. Sie iſt ganz Ohr, die Roſen ihrer Wan-

gen röthen ſich ꝛc. Dieſe ſchöne Bewegung macht auf einen in der Nähe ſtehenden jungen Mann den entzückendſten Eindruck. Er verliebt ſich auf der Stelle in ſie. Ein Gleiches widerfährt Auguſten, als ſie den ſchönen Jüngling beim Herausgehen aus der Kirche ehrerbietig grüßend erblickt. Mit einigen Flaſchen Wein macht der junge Mann den alten Thomas beredt, der ihm alle gnügende Auskunft gibt und dann bald merkt, daß Herr v. Steinheim (ſo heißt jener) in ſein Fräulein verliebt iſt. Steinheim reiſt ſogleich nach Mainz, und Auguſte ſucht ihn vergebens an der Wirthstafel und ſonſt mit ihrem züchtigen Blicke. Der würdige Pfarrer erhält Nachmittags einen Beſuch von der Sandau'ſchen Familie, welche ihn zu ſich nach Mainz inwitirt. Thomas inſinuirt ſeinem Fräulein, wie angelegentlich der fremde Herr ſich nach ihr erkundigt, und ſie — weiß genug. — Man kehrt nach Mainz zurück. Auguſte lieſt viel, „allein die Mutter war ſo vorſichtig, der Tochter kein Buch in die Hände zu geben, das ſie nicht ſelbſt vorher geleſen.“ Auch nimmt die Majorin Auguſten einige Male mit in den evangeliſchen Gottesdienſt, „der ihr recht wohl gefiel.“ Sie ſetzte ihn zwar nicht über die Meſſe, erkannte aber an, „daß er ein chriſtlicher, beſſernder, gottgefälliger, und daß es höchſt ungerecht ſei, die Evangeliſchen als Feinde Chriſti ꝛc. zu betrachten.“ Inzwiſchen hat der Major, der nach Eichthal zurückgereiſt war, ſeinen Handel mit dem Baron richtig gemacht und meldet heimkehrend zum Leidweſen ſeiner Damen, daß

der Baron einen Beſuch verſprochen habe. Auguſte verſichert, der Baron ſei ihr zuwider, worüber der Major ſehr unwillig iſt, „weil man einen Mann von ſo gutem Adel und ſo gewaltigem Reichthum nicht alle Tage auf der Gaſſe finde.“ Es wird eine Reiſe nach Frankfurt beſchloſſen. Vorher wird die Sandau'ſche Familie noch zu einem Ehrenmale in Mainz geladen, wo ſie wegen lang ausgedehnter Toilette der Frau Majorin, deren Putzſucht hierbei hervortritt, ſo ſpät ankommen, daß ſie bis zur Tafel die Bekanntſchaft der übrigen Gäſte nicht mehr machen können. Ueber Tiſche gerathen ein wohlgenährter Canonicus und ein hagerer Dr. juris, auch ein Katholik, über die kirchlichen Wirren in Streit. Der Canonicus iſt ein ſogenannter Päbſtling, der Doctor ein Stock-Rationaliſt, der ſogleich den ſchon einmal vorgekommenen Einwurf gegen die Infallibilität des Pabſtes mit der Aufhebung und Wiedereinführung der Jeſuiten wiederholt. — Der Canonicus erklärt den Pabſt Clemens XIV. mit Görres „für den concentrirteſten Ausdruck“ der verkehrten aufgeklärten Richtung, worauf der Doctor ſehr gut entgegnet: daß Görres alſo doch bei dieſem Pabſte einen Irrweg zugeſtanden. Wer denn nun Gewähr leiſte, daß nicht auch der gegenwärtige Pabſt der concentrirteſte Ausdruck einer entgegengeſetzten falſchen Richtung ſei? Als ein ferneres Beiſpiel, wie ein Pabſt die Verfügungen ſeines Vorgängers caſſirt, wird Clemens V. genannt, welcher Alles, was Bonifaz VIII. gegen den König von Frankreich Schimpfliches erlaſſen, zurück-

genommen habe. So könne denn auch ein Nachfolger Gregors XVI. die Allocutionen gegen Preußen zurücknehmen. Der Canonicus gibt dies zu, sagt aber, daß, so lange der Pabst selbst nichts Anderes verfüge, alle guten Katholiken gehorchen müßten. Der Doctor versichert, daß diese Ansicht 1000 Jahre lang nicht die Lehre der römischen Kirche gewesen, und selbst der rechtgläubige Möhler habe zugestanden, daß sich die Oberhoheit der Priester nach und nach gebildet. Es wird gezeigt, daß die Patriarchen bis Constantin alle gleiche Rechte gehabt. Mit Recht erwidert der Canonicus, das seien vergangene Zeiten, nachher sei Alles anders geworden. Der Doctor läßt sich nicht stören und erzählt weiter, wie fast alle jetzigen Oberhoheitsrechte des Pabstes anfangs durch die römischen Kaiser ausgeübt worden. Constantin habe Bischöfe abgesetzt, weil sie über die Gottheit Christi nicht nicäisch gelehrt, dann aber begnadigt und wieder eingesetzt; den Bischof von Tyrus habe er in das Exil geschickt. Honorius habe den Donatistenstreit aus kaiserlicher Machtvollkommenheit entschieden u. s. w. Des Canonicus Entgegnung, daß das Concil von Constantinopel 381 den römischen Bischof für den Ersten erklärt, erläutert der Doctor dahin, daß das nur dem Range nach zu verstehen sei, nicht weil er Statthalter Christi, sondern weil Rom die erste Stadt des Reiches sei. Alle gelehrten Erwiderungen helfen dem Canonicus nichts, der Doctor ist immer noch klüger und beweist, daß nicht nur die alten Kaiser, sondern alle übrigen Könige Bischöfe ein- und

abgeſetzt, Kirchenverſammlungen berufen, dabei den Vorſitz geführt und deren Beſchlüſſe ihrer Beſtätigung unterworfen hätten. So hätten zum Theil auch die erſten deutſchen Kaiſer gehandelt. So habe das ſogenannte Episcopal-Syſtem 1000 Jahre exiſtirt. Nun muß der Canonicus mit Gregor VII. hervorrücken, ſeit welchem doch wenigſtens 700 Jahre lang das Curial-System beſtanden. Hierauf bemerkt der Doctor, daß, da die Kirche 1000 Jahre ohne daſſelbe beſtanden und die griechiſche noch ſo beſtehe, auch wohl die katholiſche Kirche ohne daſſelbe fortbeſtanden haben würde, wie auch die verfluchten Janſeniſtiſchen Bisthümer Utrecht, Deventer und Haarlem ſich, des Fluches ungeachtet, ganz wohl befänden. Rom habe es auch nie zu völliger Anerkennung bringen können, namentlich den Grundſatz nicht, daß der Pabſt Oberherr der Regenten ſei. Auch habe das Coſtnitzer und Baſeler Concil dieſe Grundſätze nicht anerkannt. Man könne nach allem dieſen ein guter katholiſcher Chriſt ſein, wenn man auch nicht dem päbſtlichen Hoffyſteme huldige, welches die deutſchen Erzbiſchöfe in der Bad-Emſer-Convention auch nicht hätten anerkennen wollen. Dies ſei das letzte Wort deutſcher Kirchenfürſten vor der Revolution geweſen; die jetzigen hätten ſolches nur wieder aufnehmen ſollen. Der Canonicus beruft ſich darauf, daß die Emſer-Beſchlüſſe nicht von Rom anerkannt worden. Der Doctor replicirt, daß eben ſo wenig die römiſchen Ausſprüche ein Recht gegen Deutſchland bildeten. Nun bleibt dem Canonicus nichts weiter übrig, als ſich

darauf zu berufen, daß der heilige Stuhl einmal im Beſitze ſeiner Rechte ſei und Preußen dieſe mit der Annahme der katholiſchen Rheinbeſitzungen ſtillſchweigend anerkannt habe. Der Doctor widerlegt auch dieſes Argument. Nun beruft ſich der Canonicus auf die Proteſtationen, wodurch der Pabſt ſein Recht gegen den weſtphäliſchen Frieden, gegen den Wiener Congreß u. ſ. w. gewahrt hätte. Der Doctor ſagt, dieſe Proteſtationen hätten keine größere Kraft als andere päbſtliche Erlaſſe ohne das landesherrliche placet. Daſſelbe ſei mit den Verordnungen gegen die gemiſchten Ehen der Fall. Die Tridentiner Synode habe ſich über dieſes Kapitel gar nicht ausgeſprochen und die Ausſprüche einiger Provinzial-Synoden hätten keine Geltung. Benedict XIV. ſelbſt habe erklärt, die früheren päbſtlichen Decrete ſeien blos particulär und ſtimmten nicht überein. Die mildere Praxis, welche der jetzige Pabſt verdamme, habe in vielen Ländern ungeſtört lange Zeit Statt gefunden. Was aber ſo lange gelitten ſei, könne ferner gelitten werden. Die paritätiſchen Rechte beider Confeſſionen würden gekränkt, wenn die katholiſche Kirche alle gemiſchten Ehen als ihren Profit anſprechen und alle Kinder daraus auf ihren Theil haben wolle. Die Fürſten könnten dem päbſtlichen Anverlangen nicht einmal nachgeben, weil ſie ſonſt die Congreßacte verletzen würden, welche beiden Confeſſionen gleiche Rechte garantire. Nun platzt der Canonicus mit der Aeußerung heraus: die katholiſche Kirche verdiene dieſen Vorſprung, ſie ſei die wahre Kirche und habe alle Pro-

teſtanten für Ketzer erklärt, und Ketzer hätten der Kirche gegenüber keine Rechte. Der Doctor fürchtet ſich mit ſolcher „verlegenen Ketzertheorie" nur lächerlich zu machen. Dieſe Theorie ſei aufgekommen zu den Zeiten der kleinen Secten, *) paſſe aber nicht auf die Evangeliſchen, zu denen eine große Anzahl Fürſten und Länder gehören. Es ſei ein Unſinn, dieſe als kleinere Secten behandeln und über ſie mit Bannflüchen herfallen zu wollen. Auch habe der Pabſt dieſe Theorie ſelbſt vielfach verletzt, er habe ketzeriſche Geſandte am Hofe, ſchließe Concordate mit ihnen, erkenne die Könige und Fürſten Deutſchlands, Schwedens u. ſ. w. an, eben ſo wenig habe er die katholiſchen Fürſten bannſirt, welche mit Evangeliſchen Bündniſſe geſchloſſen. — Der Canonicus zieht in Bezug auf die gemiſchten Ehen andere Saiten auf und will Bürgſchaft für das Seelenheil des katholiſchen Theiles haben. Der Doctor bemerkt, wenn dieſes gefährdet ſei, ſo dürften gemiſchte Ehen gar nicht erlaubt werden. Der Pabſt erlaube ſie aber, um aus der vermeintlichen Seelengefahr noch einen Gewinn für die Vermehrung der Kirche zu ziehen. Da der Canonicus glaubt, daß der Pabſt ſich der Sache annehmen müſſe, weil Preußen durch die gemiſchten Ehen die Kirche zu untergraben ſuche,

*) Sind die Arianer auch eine kleine Secte? Haben ſie nicht auch ganze Länder überzogen und viele Fürſten zu Anhängern gehabt? Herr Br. ſagt ſelbſt S. 173 der erſten Ausgabe des „Heinrich und Antonio," daß die halbe chriſtliche Prieſterſchaft Arianiſch geweſen.

ſo bemerkt der Doctor ſchließlich „daß die katholiſche Kirche mit dem heiligen Vater jetzt ein Werkzeug ſei in der Hand der Jeſuiten, welche damit umgingen, mit Hülfe dieſer Zänkereien den glücklichen Zuſtand Deutſchlands aufzulöſen, die Rheinlande von Preußen loszureißen, wie ihnen mit Belgien gelungen, und zu dieſem Ende das katholiſche Volk zum Aufruhr zu reizen; denn auf eine Revolution durch Hülfe des Fanatismus des katholiſchen Volkes ſei die Sache abgeſehen. Da der Canonicus gleichſam eingeſtehend ſchweigt, entſteht eine Pauſe unter der ſo lange an aller andern Unterhaltung verhinderten geweſenen Tafelgeſellſchaft. Ein junger Offizier ſpricht ein Paar unbedeutende Worte, welche Auguſten auffallen, die, indem ſie den Sprecher anſieht, ihren Steinheim erkennt. Bald hätte ſie laut gerufen: Er iſt's! Ihr Nachbar meldet auf Befragen, daß der junge Mann aus einer gemiſchten Ehe ſtamme und ſeine katholiſche Mutter ganz unglücklich darüber geworden ſei, daß ſie ihren Gatten nicht bekehren könne, „ſo habe ihr die Bigotterie der katholiſchen Beichtväter zugeſetzt.“ Die Majorin hat auch Gefallen an dem jungen Manne gefunden. Er nähert ſich der Familie und hat das Glück, zum Beſuchen im Sandau'ſchen Hauſe aufgefordert zu werden. Der Major macht mit Frau und Tochter einen mehrtägigen Abſtecher nach Frankfurt. Die ſcharfſichtige Mutter hat längſt bemerkt, daß Auguſte heimlich in Liebe zu dem ſchönen v. Steinheim entbrannt ſei. In Frankfurt fragt ſie das liebe Kind aus, welches dann volles

Geſtändniß ablegt, auch die Hoffnung ausſpricht, wieder geliebt zu werden. Mit Lafontaine-Iffländiſcher Matronenhaftigkeit wird dann mütterlicher Rath ertheilt, ſich den Gefühlen nicht zu früh hinzugeben, aber gleichzeitig läßt man merken, daß dieſer Herr von Steinheim der Mutter als Schwiegerſohn nicht mißfallen werde. Dieſer ermangelt denn auch nicht, recht bald in Frankfurt zu erſcheinen. Er läßt ſich melden. Die Mutter „ſieht nun wohl, daß er krumme Wege verſchmäht und redliche Abſichten hat," nachdem Thomas erzählt, wie er von jenem ausgefragt worden iſt. Allein ſie räth Auguſten, ſich zu prüfen, ehe ſie ſich hingibt. Der Major wird in das Geheimniß eingeweiht. Er hat ſich freilich den Münſterſchen Baron als Schwiegerſohn gewünſcht, wenn ihm aber ein Anderer zuvorkömmt, ſo kann er nichts dafür. Steinheim gefällt ihm auch nicht übel. „Allein wirf Dich ihm nicht an den Hals, ſei aber auch nicht ſpröde und zurückſtoßend, behandle ihn mit Achtung." Der Major findet es auch natürlich, dem Hauptmann „erſt auf den Zahn zu fühlen." Deshalb muß Steinheim ſeine Geſchichte in dem angeſtellten Examinatorium zum Beſten geben. Er war Lieutenant in Baiern und iſt durch Einfluß eines Oheims als Hauptmann entlaſſen. Er hat den Abſchied genommen, weil er den altbaierſchen Geiſt nicht einzuſaugen verſtand. „Der Kirchengeiſt, der dort waltet, war ihm ſo zuwider, daß er nicht länger bleiben konnte." Bei ſeiner Erklärung, daß er Proteſtant iſt, erſchrickt Auguſte. Der Major bemerkt: „Laſ-

ſen Sie das gut ſein, man darf die Menſchen nicht nach der Confeſſion taxiren, am wenigſten in Deutſchland, wo ſich die Confeſſionen ſo gemiſcht haben; was ſollte da werden, wenn wir den unduldſamen Geiſt unſerer Prieſter einſaugen wollten, da müßten wir uns ja in allen Ländern und Winkeln die Hälſe brechen!" Die Majorin wundert ſich, wie Steinheim ein Land um der Confeſſion willen verlaſſen konnte, deſſen Königin mit ihm einerlei Confeſſion iſt. „Was ſteht da," erwidert Steinheim, „für die Proteſtanten zu erwarten, wo ein Görres eine Schmähſchrift auf ſie und die Confeſſion ſeiner Königin ſchreiben darf und deshalb hochgeehrt wird, wo die öffentlichen Blätter den alten ſchrecklichen Kirchenhaß ungeſcheut predigen; wo man der Einführung der Jeſuiten — bedenken Sie, der Jeſuiten — täglich entgegen ſieht? — Soll ich etwa als Proteſtant vor dem Prieſter mit der Hoſtie mich mit auf die Kniee werfen?" — Die ſchöne Seele der Frau v. Sandau, der dieſes Alles ein herrlicher Fund iſt, bemerkt, um noch mehr zu erfahren, daß Herr von Steinheim wohl zu ſtark auftrage. Herr v. Steinheim ſagt, er habe noch einen andern Grund gehabt, ſein Vaterland zu verlaſſen. Er erzählt, ſein Vater, ein eifriger Proteſtant, habe mit ſeiner Mutter, einem frühern katholiſchen Fräulein, ausbedungen, daß die Söhne aus ihrer Ehe in der Religion des Vaters, die Töchter in der Religion der Mutter erzogen würden. Die Mutter hatte aber insgeheim dem drohenden Prieſter verſprechen müſſen, Alles anzuwenden, um ihren

Gemahl zu bekehren. Die Arme glaubte, es sei Gewissenspflicht, an der Bekehrung zu arbeiten. Das gab eheliche Zwietracht. Der Gatte wollte sich nicht bekehren lassen, confessioneller Zwiespalt und beiderseitige Erkaltung waren die Folgen. Zwei Töchter starben früh, der Sohn allein blieb leben. Der Gedanke, daß ihr einziges Kind ein Ketzer und ewig verloren sein sollte, war ihr entsetzlich. Der Beichtvater schürte das Feuer und mischte Drohungen ein, wenn sie im Bekehrungswerke sich lässig finden lasse. Der Vater entgegnete, „sein Sohn solle nicht ein elender Pfaffenknecht werden." Der Beichtvater eröffnet der Frau v. Steinheim, daß der Tod ihrer Töchter, dieser Schafe der wahren Kirche, eine Strafe dafür sein möge, daß sie ihren Sohn dem Teufel dahin gegeben habe. — Der Mutter ward das Haus zur Hölle. Sie ging zu ihren Verwandten und starb geistes- und herzenskrank, der Vater ebenfalls nach 6 Monaten. — Die Majorin bemerkt sehr weise „diese Erzählung sei wieder ein Beweis, wie bedenklich eine gemischte Ehe, wenn der katholische Theil nicht aufgeklärt und wohlwollend genug ist, sich vom bösen Dogma der Verdammung der Ketzer loszusagen, und standhaft genug, sich den Einwirkungen fanatischer Beichtväter zu entziehen." — Der Hauptmann setzt hinzu, seine Mutter habe auch noch geargwöhnt, man wolle sie protestantisch machen, „denn der Vater ließ es nicht an Belehrungen fehlen und nahm einen protestantischen Geistlichen zu Hilfe." — Die Frau von Sandau bemerkt, ihre Tochter ansehend: „darum

müſſe ſich der katholiſche Theil ernſtlich prüfen, ehe er eine gemiſchte Ehe eingehe, und ſeiner Ueberzeugung ganz gewiß ſein.“ Der Major erklärt ſich gegen die Halbirung der Kinder in der Confeſſion, weil ſie Religions-Neckereien unter den Geſchwiſtern erzeuge. „Was kann da Gutes herauskommen?“ — Die Majorin beſtätigt dies „weil man die Kinder faſt nie zu gegenſeitiger Duldung zu bringen vermöge, ohne nicht (sic!) den religiöſen Glauben in ihnen überhaupt zu ſchwächen, ja vielleicht zu untergraben; denn man müſſe ſie doch trotz der verſchiedenen Bekenntniſſe zur Duldſamkeit gegen einander zu bewegen ſuchen und ihnen beweiſen, daß man auf Vielerlei, was man ſie als Wahrheit anzuſehen lehrt, keinen Werth zu legen, und dagegen mit Anderm, was man ihnen als Irrthum oder falſchen Glauben bezeichnet, ſich zu befreunden habe. — Nun kommt bei dem katholiſchen Theile die Bigotterie der Prieſter hinzu, welche ſich alle Mühe geben, Haß und Verachtung gegen die Ketzer in das Herz zu ſtreuen. Kann man nach dem jetzigen Breve des Papſtes, dem alle Prieſter nachbeten, erwarten, daß jemals katholiſche Kinder zur Liebe, Gerechtigkeit und Duldung gegen ihre proteſtantiſchen Geſchwiſter und Eltern angewieſen werden?“ — Der Major findet es noch erträglich, wenn die Jungen katholiſch werden, denn ſie incliniren nicht zur Schwärmerei, kommen unter Menſchen, wo die Ecken abgeſchliffen werden, und laſſen ſich nicht leicht gängeln von einem Beichtvater, wie die Mädchen. Man kommt allgemein darin überein,

daß das Sicherſte ſei, gar keine gemiſchte Ehe einzugehen, weil jede ein Wageſtück bleibe. Auguſte macht aber aus leicht begreiflichen Gründen die Modification, daß es doch zuläſſig ſei, „wenn der katholiſche Theil feſt überzeugt iſt, die Evangeliſchen ſeien keine Ketzer und nicht verdammt, und gehörten ebenfalls zur wahren Kirche Chriſti. Der Hauptmann iſt über dieſe Modification freudigſt bewegt. Der Major verſichert, jetzt auch ganz andere Geſinnungen zu haben, als vor einem Jahre. „Er ſieht aber nun ein, wohin die Prieſter führen wollen; ihre Abſicht ſei, Aufruhr zu beginnen, Treue zu brechen, die Proteſtanten zu verfolgen und einen neuen dreißigjährigen Krieg zu veranlaſſen.“ Der Hauptmann fürchtet, daß man von Baiern aus den großen Haufen ſo lange aufregen werde, bis endlich Aufruhr und Religionskrieg entſtehe. Der Major hält ſich für dieſen Fall überzeugt, daß der römiſche Hof, der ſo keck und rückſichtslos Trumpf ausſpielt, das Spiel völlig verlieren und es dahin kommen werde, daß die Verhältniſſe beider Kirchen genau und gerecht beſtimmt würden. Der Hauptmann verſichert nochmals, daß ihm die Luft eines Staates zu ſchwül geworden, der eine Partei in ſeinem Schoße nähre, die den katholiſchen Fanatismus auf den Dächern predigt. — Auguſtens und Steinheims Liebe macht bei der gegenſeitigen ſüßen Toleranz mächtige Fortſchritte. Der Hauptmann ſchließt einen Gutskauf im Rheingau ab und reiſt dazu auf einige Tage hinweg. Auf der neuen Anlage von Mainz treffen ſie erfreut einander

wieder. Die Werbung erfolgt bald bei dem Major, allein mit der Bedingung, daß alle Kinder evangelisch erzogen werden sollen und Auguste keinen Anstoß nehme an allen priesterlichen Aergernissen, welche dieser Schritt bei ihrer Kirche hervorrufen würde. Augusten wird, so unlieb ihr auch Steinheims langes Wegbleiben ist, vom Antrage noch nichts gesagt. Die Majorin, welche sich fürchtet, als Proselytenmacherin zu erscheinen, beschließt den würdigen katholischen Toleranz-Prediger zu Rathe zu ziehen, sondirt aber zuvörderst mit berechnender Schlangenklugheit Augusten, indem sie Steinheims wirkliche Absichten als hypothetisch darstellt. Auguste versichert, von den frühern Vorurtheilen gänzlich geheilt zu sein. „Was kann ich dafür, daß ich einer so unduldsamen Confession angehöre, deren Priester so unbarmherzig das Herz vom Herzen reißen?" Wundere Dich nicht, erwidert die feine Majorin: „sie lieben nicht, sie sind nicht Gatten, nicht Väter! Die süßesten Menschenfreuden sind ihnen verpönt. Wie sollten sie die Gefühle der Herzen verstehen?" Die Majorin fühlt einiges Mitleiden, daß sie der Tochter einen solchen Stachel des Schmerzes in das Herz gestoßen, hofft aber die beste Wirkung davon. In diesem Augenblicke läßt sich der Münster'sche Baron melden, den nur die Frau v. Sandau annimmt. Er „plumpt mit einer förmlichen Werbung heraus, überzeugt, daß man mit beiden Händen zugreifen werde." Die Majorin bringt ihm bei, daß es leider wohl Augusten an Neigung fehlen werde. „O meine Gnädige" erwidert Plump aus

Münſterland, „es bedarf blos des elterlichen Willens, ſo wird ſich das Fräulein als gehorſame Tochter fügen. Und (ſetzt er ſchmunzelnd hinzu) ſie wird ſehr bald echtes Gold von Flittergold unterſcheiden lernen. Ich weiß es, meine Gnädige, daß hier ein junger Fant um ſie herumſchleicht, der ihr wohl das Köpfchen verdreht haben wird. Aber (auf die Taſche ſchlagend) ich habe Mittel, ſie zu heilen, niederſchlagende Pulver!" Die Majorin ſtellt ſich unwiſſend, was der Baron meint. Als aber dieſer Steinheim nennt „den Sprößling einer Baſtardehe," bittet ſich Frau v. Sandau Erklärung über das Wort aus. „Was das iſt, wiſſen Sie ja!" erwidert der Baron und ſetzt hinzu, daß er aus guter Quelle von der Nichtswürdigkeit des Herrn v. Steinheim überzeugt ſei. Dieſe Anſchuldigung bewahrheitet er durch einen Brief des Herrn Cyriax. Die Majorin wird wüthend und jagt den Baron durch die Ausſicht eines Duells mit Steinheim in das Bockshorn. Sie räth ihm abzureiſen, denn ihre Tochter habe ſich feſt entſchieden, die Ehre ſeines Antrages abzulehnen. Der Baron thut zornig. „Nun, auch gut, ſehr gut! Hat nichts zu ſagen — gar nichts! Es gibt mehr Milch- und Blutgeſichter dieſer Art! Eine andere wird ſich ſehr glücklich preiſen, wenn ein ſo alter und reicher Edelmann ihr die Ehre anthut." Trotzig geht der Baron von dannen. — Thomas muß ihn begleiten, man weiß nicht wozu, wenn etwa nicht, um durch ſeine witzige Albernheit den dummen Menſchen noch mehr aufzubringen. Als Thomas den ſicheren Schuß

des Herrn v. Steinheim rühmt, ängſtigt ſich der Baron, daß er ſeine Wunder-Medaille zu Hauſe gelaſſen hat. Die Majorin erzählt ihrem Gemahl den Vorfall, welcher über Cyriax ſehr giftig iſt. „Hätte ich ihn hier, ſo ſollte dem Jeſuiten der Donner auf die Tonſur fahren!“ — Die Majorin unterläßt nicht nach gewohnter Art mit einem giftigen Ausfall auf das katholiſche Prieſterweſen die Nutzanwendung der erbaulichen Geſchichte zu machen. Auguſte wird nun mit Steinheims Antrage bekannt gemacht und iſt allmählig, nach drei Tagen, zu dem „Braut-Examen“ vorbereitet. Nun kommt jener katholiſche Toleranz-Prediger, Pfarrer Ehrlich, welcher „noch ganz den Geiſt hatte, der den vier Erzbiſchöfen 1786 die Bad-Emſer-Beſchlüſſe dictirte.“ Daß ſelbſt proteſtantiſche Regierungen dieſem Episcopal-Syſtem nicht hold ſind, erklärt der weiſe Ehrlich aus dem ihnen beigebrachten Wahne, die Monarchen würden am Wiederaufbau der Macht des Pabſtes eine kräftige Stütze bekommen. Ihn kümmerte nicht, daß er auf den unterſten Sproſſen in der Stufenleiter der Hierarchie blieb. Er ſchloß auch die Proteſtanten ſeines Kirchſpiels in den Kreis ſeiner Seelſorge. Sie ehrten ihn dafür ſehr, „ja nicht Wenige von ihnen waren durch ſeine Sanftmuth und Liebe ſo angezogen worden, daß ſie zur katholiſchen Gemeinſchaft getreten waren.“ Er ließ ſich auch durch einen intoleranten Vorgeſetzten nicht irren. „Damit, ſagt er, zwingen ſie die Evangeliſchen, ſich von uns zu trennen, während ein liebesvolles brüderliches Verhalten ſie

nach und nach zu uns herüberziehen könnte,*) daß endlich eine Heerde und ein Hirte würde." Bei dem Major angelangt, kramt dann auch dieſer Zeuge der Wahrheit ſeine Weisheit über die jetzigen Wirren aus und ſchiebt Alles auf jeſuitiſche Umtriebe. Die Jeſuiten haben die Machthaber zu der Meinung beſchwatzt, daß ohne Aufhebung ihres Ordens die franzöſiſche Revolution nicht ausgebrochen ſein würde. Beim Wiener Congreß ſeien die kirchlichen Verhältniſſe unbegreiflich vernachläſſigt. Dieſe Vernachläſſigung trage nun ihre Früchte. In Belgien ſei der Heerd des Jeſuitismus, der ſchon ſeit Jahren gegen Preußen revolutionire. Deshalb habe man auch den Handel mit den gemiſchten Ehen angefangen u. ſ. w. „Was kennt der gute alte Herr, der auf dem päbſtlichen Throne ſitzt, unſer Deutſchland? Man mag ihm wohl vorgeſpiegelt haben, daß Preußen, weil es fünf Millionen katholiſche Einwohner habe, nachgeben werde." Die jeſuitiſche Partei ſähe es am liebſten, wenn es zum Aufruhr käme; ſie ſchmeichelt ſich dann mit der Hoffnung, daß man die katholiſchen Deutſchen unter katholiſche Herrn zu ſtellen genöthigt ſein werde. Herr Ehrlich dankt Gott, daß er am Rande des Grabes ſteht. „Was aber den Bundestag betrifft, ſo hat er bis jetzt noch nichts gethan, und ich fürchte, er wird die Sache erſt dann zur Hand nehmen, wenn es zu ſpät iſt. Es wird wohl eben nicht anders gehen, als auf dem

*) Alſo auch Ehrlich ein Proſelytenmacher?

Wiener Congreſſe. Die Herren Staatsmänner ſind oft gar zu große Fremdlinge im kanoniſchen Rechte und in der Kirchengeſchichte.“ „Dem Adel iſt eingeredet, daß man über das alte Prieſterregiment des Mittelalters herfallen müſſe, zum Schutz gegen den Republikanismus.“ „Auch der proteſtantiſche Adel hat ſich durch jene Vorſpiegelung beſchwatzen laſſen, den alten Kirchenglauben bei ſich mit aller Macht wieder zu heben und die religiöſe Aufklärung niederzudrücken.“ Herr Ehrlich zittert vor den nächſten Folgen, „denn dieſe werden Aufruhr, Verbrechen und Blutvergießen ſein, wenigſtens wenn es ſo fortgeht und nicht kräftig eingeſchritten wird.“ So viel ein menſchlicher Verſtand vorausſieht, dürfte Alles zum Nachtheile des heiligen Stuhls ausfallen: dieſer wagt das Aeußerſte. Solche entſcheidende Maßregeln führen entweder zum Siege oder zum Untergange. Gegen das Unheil gibt es nur zwei Mittel:

1) ruhige Verbreitung religiöſer Aufklärung (wahrſcheinlich nach Anleitung der Bretſchneider'ſchen Dogmatiken);

2) feſter Widerſtand gegen Roms Uebergriffe.

Aber erſt wenn die beiden hochbejahrten katholiſchen Kirchenfürſten werden abgeſtorben ſein, dürfte die Sache zur Ruhe gebracht werden können. — Herr Ehrlich wird in dem lange nicht beſuchten Mainz ſpatzieren geführt und hat eine Menge Reminiscenzen im Sinne der Bad-Emſer-Convention. „Die ſchroffe Trennung in Auserwählte und Verdammte, Himmelskinder und Teufelskinder, durch die

man die Völker auseinander reißen will, erſcheint hier am Markte des Lebens, wo ſich alle Confeſſionen und Völker freundlich miſchen, in ihrer ganzen Thorheit, Unausführbarkeit, Liebloſigkeit und Gefährlichkeit.“ Daſſelbe gilt von gemiſchten Ehen, bemerkt die Weisheit des Majors, und Auguſte iſt nunmehr von ihren Zweifeln gründlich curirt; denn ſie hat ſich überzeugt, daß Jeder der einen (sic!) wahren Gott erkennt*) und ihn im Geiſt und in der Wahrheit verehrt, der an Chriſtum als ſeinen Herrn und Erlöſer glaubt und ſich durch den Geiſt Gottes beſſern und heiligen läßt, ein Chriſt iſt; Alles, was von Glaubensmeinungen darüber hinausgeht, das ſcheint mir im Chriſtenthume nichts Weſentliches, ſondern Etwas zu ſein, worin man Jedem Freiheit des Geiſtes geſtatten kann. Die Gebräuche aber ſind Sache des Gefühls, des Herzensbedürfniſſes, worin die Anſprüche verſchieden ſind und Jeder dem Zuge ſeines Herzens und Geſchmacks folgen darf. Die Verſchiedenheit der Religionsmeinungen kann dann nicht ſtörend wirken und iſt ja auch vorhanden in ungemiſchten Ehen. Denn oft iſt bei gleicher Confeſſion der Glaube des Mannes von dem des Weibes ſehr verſchieden, und auch echte Gefühle treffen in Hinſicht der heiligen Gebräuche gar nicht immer zuſammen. „Auch das Theilen der Kinder nach den Confeſſionen weiß Jungfrau Auguſte zu beſeitigen, indem ſie ſich für den Grundſatz des Vaters entſcheidet, daß die Kinder ſämmtlich in der Confeſſion des Vaters zu erzie-

*) Es ſcheint deren alſo mehrere zu geben.

hen seien." Herr Ehrlich hat nur das Bedenken, daß der Priester die Ein- und Aussegnung verweigern werde. Auguste verzichtet auf Beides durch die Hand eines katholischen Priesters. „Merkst du wohl Louise, wo das Mädchen hin will?" fragt der Major. Ehrlich macht noch eine Einwendung. Wenn der katholische Pfarrer aber die Absolution im Beichtstuhle verweigert? „So weiß ich einen andern, entgegnete die theologische Heroine, der meine Beichte nie verschmähen und mir die Vergebung nie verweigern wird. — Auch für die Verweigerung des heiligen Sacraments findet Auguste Trost, da sie jährlich an den heiligen Tagen mit der Kirche den Tod des Herrn feiern kann. Im Fall einer Excommunication würde sie der Kirche, als einer herrschsüchtigen, hoffärtigen und lieblosen, dem Geiste Christi untreuen Gemeinschaft, den Rücken kehren. *) Bei Verweigerung der Sterbesacramente werde sie Matth. V. 8. XIV. 13. trösten, denn keines sterblichen Priesters Spruch: Gebet und Salbung, kann ihr des Himmels Thore aufthun. „Wenn es so steht, meint Herr Ehrlich, habe er weiter nichts zu sagen als: Getrost, meine Tochter, nach deinem Glauben wird dir geschehen." „Er erkannte wohl, daß das Fräulein eine Angelegenheit ihres Herzens mit ihm verhandelt habe." Sie hat nun auch keinen Grund mehr, die Verhältnisse zu verschweigen. Ehrlich

*) Bei alle dem aber Katholikin bleiben und nie evangelisch werden.

kennt Steinheim und übernimmt gern die Copulation. Steinheim wird gerufen. Verlobung und Schluß mit einer gemiſchten Ehe.

b) Formelle Charakteriſtik.

Gottlob, nun bin ich mit meinem ſchweren Horatio fertig! ruft Magiſter Gottſchling ſeligen Andenkens, am Ende ſeiner Ausgabe des römiſchen Hofpoeten aus, welche in meinem Knabenalter als herrliche Eſelsbrücke benutzt ward, um bequem in das Verſtändniß des geiſtreichen Horaz hinüberzuſchlüpfen. Gottlob! kann ich ihm nachrufen, nun bin ich mit deinem hölzernen Elaborat fertig und zum Bretſchneider daran geworden. Laß uns nun die Werkſtücke, aus denen deine reconciliatoriſche Eſelsbrücke conſtruirt worden, betrachten, laß uns die Form und Technik des Baues, die Güte der Materialien beleuchten und überhaupt Alles thun, was der Baurevisor bei Uebernahme eines architektoniſchen Werkes vornimmt, damit er nachher das Atteſt über die Ausführung ertheilen kann. Daß wir es hier mit einem Waſſerbau zu thun haben, iſt ſchon darin angedeutet, daß dieſes opus eine Brücke genannt werden mußte. Da daſſelbe nach der Vorrede eine Vermittelung bewirken ſoll, was der Hauptzweck jeder Brücke iſt, ſo hat der Verfaſſer ſelbſt die Gattung angedeutet, unter welche er in der Architektur ſein Werk gerechnet wiſſen will. Eine Brücke vermittelt bekanntlich den Uebergang über ein Ge-

wäſſer und verbindet zwei Ufer. Das iſt auch hier der Fall. Leider wird das Gebiet der Alltäglichkeit durch ein ſeichtes Gewäſſer, welches zu Zeiten aber auf den flachen Ufern weitgehende Ueberſchwemmungen anrichtet, durchſchnitten. Dieſes Waſſer hat die wohlthätige Beſtimmung, die jenem weiten Bereiche immerfort drohende Trockenheit in Reſpect zu halten, und befruchtet den Boden ſo, daß dieſe ſchöne Gemarkung, welche noch der gemeinen Huth und Weide der großen Menſchencommune unterliegt, auf welcher aber auch Jedermann ſein Vieh **privatim** am Stricke hüten darf, mit allerhand Kraut und Grünen da ſteht und dieſer erquickliche Anblick manchem treuherzigen Bewunderer der Natur ein freudig ſtaunendes Ach! über die Mirakel der Schöpfung abgewinnt. Wenn das Werkeltagsleben nicht mit adäquater Wiſſenſchaft und Kunſt getränkt und gerührt würde, ſo dürfte eine allgemeine Dürre unausbleiblich ſein. Da ſich aber dieſe Gewäſſer gerade durch die Gewöhnlichkeit rückſichtslos in vielen Krümmen hindurch winden und die Fuhrten, welche mancher Wildfang, ohne Rückſicht auf die liebe Uferweide, wie publike Wege, durch das Waſſer zu führen ſich unterfangen hat, doch oft gefährliche Untiefen enthalten und um ſo gefährlicher ſind, als man dieſelben bei der allgemeinen Seichtigkeit nicht vorausſetzt, ſo iſt es ſchon lange für ein gemeinnütziges Unternehmen geachtet, wenn patriotiſche Einſaſſen jenes Bereiches auf eigene oder Regiments Unkoſten Brücken über jenes wohlthätige, aber unbequemene Waſſer ſchla-

gen und ſolche dem publiken Gebrauche Preis geben. Eine dieſer ſoliden Bauunternehmungen ſteht vor uns und iſt, als ſie gemeinem Gebrauche zuerſt geöffnet wurde, mit unglaublichem Jubel begrüßt, auch die Brauchbarkeit des Werkes gebührend anerkannt worden. „Dieſes kleine Buch" (rief eine Alles übertönende Stimme von der als Kanzel eingerichteten Brücke den zahlreichen Bewohnern beider Ufer zu) „verdient angelegentlichſt allen „denen empfohlen zu werden, welche eine klare und par„teiloſe Anſicht der kirchlichen Wirren unſerer Zeit ge„winnen wollen. Eine einfache, aber wohl erfundene „Novelle, welche auch den Freund der Romanlectüre als „unterhaltend und geiſtreich anſprechen wird, zeigt uns „in einer Reihe von Situationen, die aus den Verhält„niſſen ſelbſt ſich auf das Natürlichſte entwickeln, in Cha„rakteren, die durchaus wahrhaft, lebendig und individuell „ſich ausſprechen, die traurigen, ja das Glück wohlge„ſinnter Familien völlig zerſtörenden Folgen, welche die „neuerlich von einem Theile des katholiſchen Klerus hin„ſichtlich der gemiſchten Ehen befolgten Grundſätze noth„wendig herbeiführen müſſen. Dies iſt der erſte und „hauptſächlichſte Zweck des Buches. Die Verfolgung „deſſelben gibt dem Verfaſſer Gelegenheit, nicht nur die „Nachtheile zu ſchildern, welche der Klerus durch die „neuerlich aufgeſtellten antiſocialen Grundſätze ſich ſelbſt „ſo wie dem Wohlgeſinnten und wahrhaft chriſtlichen „Katholiken zufügt, ſondern auch die Entwickelung der „Kirchenherrſchaft, die Mittel, die zu deren Ausbreitung

„angewendet worden, historisch nachzuweisen und zu er-
„örtern, wie diese Angelegenheit im Lichte des Evange-
„liums sich darstellt. Die Leser, welche mit der Kir-
„chengeschichte nicht näher bekannt sind, werden dabei,
„die Grundsätze einiger der jetzigen Prälaten erwägend,
„nicht ohne Bewunderung erfahren, wie deutsche Bischöfe
„in früherer Zeit ihr Verhältniß zum römischen Stuhle
„ansahen. Höchst merkwürdig sind die Bruchstücke, welche
„der Verfasser aus den früheren Schriften des Professors
„Görres mittheilt, aus Schriften, welche aus jener Zeit
„herrühren, da dieser berühmte Mann noch eifriger Theil-
„nehmer der französischen Revolution war."

Ohne Besorgniß der Heiserkeit auf der offenen, aller Zugluft ausgesetzten Brücke und ohne Rücksicht auf ihr Echauffement, ihre glühende Lunge, wird hier die Stimme zum Echo uud ruft alles aus Görres Citirte wörtlich dem Herrn Bretschneider nach, also demnächst fortfahrend: „Wenn ein evangelischer Schriftsteller gegenwärtig „den Pabst und den katholischen Klerus mit Worten „lächerlich und verächtlich machen wollte, so würden alle „gebildeten und wohlgesinnten evangelischen Christen solche „im höhren Grade mißbilligen. Herr Bretschneider „verdient seinerseits eben deshalb den Bei-
„fall aller Redlichen, daß er in seiner Schrift
„nirgends den katholischen Glauben angreift,
„sondern uns mehrere, diesem Glauben erge-
„bene Personen, auch einen katholischen Prie-
„ster in höchster Liebenswürdigkeit darstellt

„und allenthalben dahin wirkt, alles Mißtrauen zwiſchen evangeliſchen und katholiſchen Chriſten zu beſeitigen. Kein echter katholiſcher Chriſt wird ſich durch irgend eine Stelle des Buches verletzt fühlen.“*)

Alſo ward von der geweihten Stelle hinausgerufen in alle Welt, die da hören mochte. Mit ungemeiner Gefälligkeit iſt dieſe Kritik, wie ſo viele Kammeradreſſen, eine bloße Umſchreibung der Thronrede, welche vom hohen Sitze ſeiner Gemächlichkeit herab Herr Bretſchneider zu Gotha am 15. November 1838 den verſammelten Ständen hielt und als Vorrede ſeinem Freiherrn von Sandau vorausdrucken ließ. Bei der Unanimität des Beifalls, deſſen der Stimmführer ſich erfreute, dringt der Verfaſſer des Athanaſius, welcher in der allgemeinen Zeitung den v. Sandau einen ſaalbadernden Freiherrn nennt, nicht durch. Jene Stimme war ſo wirkungsvoll, daß der Freiherr v. Sandau, welcher bis dahin zum Schrecken der Buchhändler ſich wie ein Ladenhüter geberdet und beim Verſenden an die Kunden jedesmal als Krebs heimgekehrt war, einen rapiden Schuß in

*) Bei jedem oben geſperrt gedruckten Worte wird jeder Redliche in der üblichen Bedeutung dieſes Wortes bei ſich für dieſe Stimme ein horribile dictu hinzudenken. Dieſe Horribilität nöthigt uns auch, lieber noch einmal dieſes unglücklichen Urtheils über unſer Product der proteſtantiſchen Romantik zu gedenken und daſſelbe abzufertigen.

das Publikum that und, im Momente vergriffen, sich noch einmal mußte auflegen lassen. Es ist kaum zu zweifeln, daß er in seinen Erfolgen die ältern Brüder „Heinrich und Antonio" überflügeln und ein thatkräftiges Posto in der Meinung des Tages fassen werde. Glück auf den Weg! Wir aber sind der Meinung, daß es außer dem Gebiete, auf welchem das Publikum des Freiherrn von Sandau und seiner Consorten seßhaft ist, noch viele Räume gibt, von welchen diese Leute nichts ahnden und die sie nicht sehen, weil sie sich über Alltagsverhältnisse nicht zu erheben verstehen, obwohl sie als ein Paradies ihre enge Welt umlagern und jedem Blicke sich aufthun, welcher einigen Muth zum Steigen hat und den Dunst des sogenannten gemeinen und gesunden Menscherverstandes zu überwinden Kräfte in sich spürt. Von diesem höhern Standpunkte aus, erhaben über das Tagesgeplärr, nimmt sich nun freilich der solide Bau des Herrn Bretschneider etwas anders aus. Betrachten wir das Fabrikat demnach, ohne uns an das Summen der vulgären Meinung, die mit der Fabrik längst im Reinen und fertig ist, zu kümmern, mit unbefangenen Augen.

Der vorhin citirte Herold nennt den Freiherrn v. Sandau eine einfache, aber wohl erfundene Novelle, in welcher sich eine Reihe von Situationen aus den Verhältnissen auf das Natürlichste entwickeln und worin Charaktere, die durchaus wahrhaft, lebendig und individuell sich aussprechen, auftreten. Dieses Urtheil enthält eben

ſo viele kritiſche Lügen als Worte, und wo möglich noch einige darüber. So kann nur ein Kopf urtheilen, der von der Poeſie keine Ahndung hat, der ſich noch niemals Rechenſchaft darüber abforderte und vorlegte, was eine Novelle, was ein Roman ſei. Der Freiherr v. Sandau, wie Heinrich und Antonio ſind abermalige Beweiſe, daß der vernünftige Glaube an die Wahrheit der chriſtlichen Religion, abgeriſſen von der geiſtigen Totalität der ewigen Pſyche, nur Machwerke, keine Productionen gebiert. Der Rationalismus verſteht ſich auf die Poeſie wie Langohr auf das Lautenſchlagen. Er ſollte ſich daher bei dem materiellen Intereſſe unſrer Zeit in Lohn und Brod begeben, über Eiſenbahnactien und Mäßigkeitsvereine, über Gewerbefreiheit und Blutegel ſchreiben, ſich bei den Zeitungsredactionen anſtellen laſſen, bei denen er ſchon ſo viel Glück gemacht, und mit ſeinen hölzernen Geſtellen aus dem freien Reiche der Poeſie hinwegbleiben, welches dem Verſtandesknechte, der die Muſe umarmen will, ein Wolkengebilde für die Göttin in die Arme ſendet, worauf ſein Machwerk, wenn es ſich noch aus dem Holze herausarbeitet, als Regen auf die öffentlichen Wege herabfällt und das Publikum, welches keine Ombrelle bei ſich führt, ſchnöde benetzt. Ein ſolcher knöcherner Kathedermann wagt es, den Katholicismus, welcher die ungetheilten Seelenkräfte pflegt, aus deſſem Schoße die größten Meiſterwerke aller Künſte mit des Himmels Glanze ſich erheben, in einer Novelle zu erwürgen, er, der die flatternden Spitzen vom Ge-

wande des dahin flatternden Genius, auf die Zehen emporgereckt, nicht zu berühren vermag. Hat Herr Bretschneider vergessen, daß in dem Augenblicke, wo der überhandnehmende Rationalismus der Theologen und die Aufklärungsraserei der ihnen nachbetenden Verstandeswütheriche alle Formen des positiven Christenthums zu durchbrechen drohten, die deutsche Poesie der Protestanten beim Katholicismus betteln ging? daß, als jeder heroische Halt des christlichen Glaubens in den Abgrund des philosophischen Nichts hinabstürzen zu wollen schien, welches sich vor den Träumenden jählings aufgethan, Lutheraner, Reformirte und Juden sich um die Wette abquälten, die Jungfrau Maria und die Schaar der Heiligen zu besingen? Krallten sich da nicht, vor dem nüchternen Tode bebend, die Dichter mit convulsivischer Verzweiflung an die katholische Kirche fest? Erschienen nicht damals Romane, Legenden und Sonetten in Unzahl, die eine Prachtausstellung hielten von Madonnen, Meßopfern, wunderthätigen Bildern, Reliquien und andern Dingen, welche im Freiherrn von Sandau und andern Büchern ordinären Gelichters nicht genug als erbärmlicher Plunder heruntergerissen werden können? Waren jemals von deutschen Katholiken die poetischen Momente ihres Glaubens in solcher Begeisterung aufgefaßt, mit solchem Eclat verherrlicht und in so glühenden Bildern hinausgehalten worden in die nüchterne Nacht des kalten Denkens, welches als Reif sich erstarrend an die Oberfläche des Gefühles gesetzt hatte, als es damals bei den (Ketzern) Irr-

gläubigen geſchah? Erinnern wir uns nicht noch mit inniger Kunſtwonne der hinreißenden, lieblichen Compoſitionen, welche dieſer Enthuſiasmus uns gab? Wer rückte uns hinaus aus der ledernen kritiſchen Sphäre an das ſüdliche Licht und die hesperiſche Pracht des Zaubers, welchen die Mittel des Katholicismus der Kunſt darboten, mit denen Raphael, Michael Angelo und Dante ſich hineingedichtet hatten in die Unſterblichkeit? Wer that es als die Schlegel, Tieck, Arnim, Novalis und Brentano, von denen nur Letzterer durch Abkunft, Novalis durch nachherigen Uebertritt Katholiken waren? Erſt nachdem die ſeichten Gewäſſer der Aufklärung vor dem ſiegenden Strahle der wiederauftauchenden Gefühlsſonne und denkenden Tiefſinnes ſich in verborgenes Geklüfte und auf etliche Dorfkanzeln gerettet, ließ die künſtleriſche Begeiſterung für den Katholicismus nach, welcher in der Krampf- und Todesfurcht ergriffen worden war, damit die Furie der Aufklärung nicht auch die heilige Kunſt mit ſich hinunterreiße in die aſchgraue Allenthalbenheit eines leeren, nichtigen Rationalismus. Nachdem das Gemüth ſeine gläubige Tiefe der offenbarten Religion wieder erſchloſſen hatte, bedurfte es dieſer Allianz der Kunſt mit dem Katholismus weniger. Der Sprachmechanikus Voß, welcher der griechiſchen Form ſervil ſeine rationaliſtiſche Poeſie in ſpießbürgerlichen Dichtungen zur Schau trug, und deſſen bäuriſcher Werbung die edle Pieride ihre Gunſt verſagt und zu dem erpochten Stelldichein eine in olympiſche Hadern gewickelte ſolide ho ſteiniſche Dirne ſendete,

die dem alten Pedanten durch Bücherſtaub und Lampenduft die mühſam errungenen Wechſelbälge entgegenreichte, welchen dieſe gemiſchte Ehe zum Daſein verhalfen, — dieſer Voß, das Höchſte, was rationaliſtiſche Poeſie erreichte, ſollte, nachdem der verblendet geweſenen Menge die Augen eröffnet worden, billig die Denkgläubigen abſchrecken, ſich in der poetiſchen Manège die Ritterſporn zu verdienen. Wie kann nach ſolchen Experimenten noch der Hoffnung Raum gegeben werden, daß die poetiſche Form der Novelle eine Verſtärkung der Rüſtungen ſein könne, mit denen gegen eine Confeſſion zu Felde gezogen wird, welche eine Andacht zum Kreuz und den ganzen unnennbaren Reichthum der religiöſen Poeſie des kaſtilianiſchen Idioms hervorbringen konnte? Wie ſchäbig, abgetragen und ordinär nimmt ſich das Koſtüm dieſes Freiherrn von Sandau gegen Alles aus, was die Muſe dem ärmſten ihrer katholiſchen Jünger reichlich beſcheerte? Wie kommen überall die groben, aus allerlei Farben zuſammengeſtellten Fäden zu Tage, mit denen die Flecken dieſes poetiſchen Gewandes aneinander geheftet ſind? Es gemahnt uns der Anblick unſeres Prüflinges an die preußiſchen Feſtungsgefangenen, welche, in verſchiedene couleurte Strafjacken gekleidet, von Schildwachen geführt, im Publikum klirrend umherſpaziren und ihre in den Muſeſtunden geſchnitzelten Holzwaaren den Kaufluſtigen anbieten. Die Novellenform, in welcher hier die rationaliſtiſche Didaktik dem geneigten Abnehmer ſich darbietet, iſt eine eben ſo elaborirte Zwangsuniform, welche mit dem Gewande der Poeſie ſo wenig

gemein hat, als ein Sack, worin Kleie aufbewahrt wird, mit einem ſpaniſchen Koſtüme. Wie kann man dem Katholicismus mit allen ſeinen Kunſtwundern gegenüber die poetiſche Form zum literariſchen Stiefelknecht machen, an dem man ſeine didaktiſchen Tendenzen, eben wieder jenen lebendigen Organismus, vor dem Publikum auszieht, um ſie dann dem Gebrauche der Gedankenbettler am großen Markte der Gewöhnlichkeit zu überlaſſen? Iſt die Novelle und die Kunſt überall noch für ein wirkſames Geſchütz und ſolider Waſſerbehälter gegen eine hiſtoriſche Erſcheinung zu halten, deren Mittel Schillers „Mortimer" *) mit feuriger Zunge alſo ſchildert:

Es war die Zeit des großen Kirchenfeſtes,
Von Pilgerſchaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menſchheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich. — Mich ſelbſt
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge
Und riß mich in das Weichbild Roms! —
Wie ward mir, Königin! **)
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenſtieg, des Koloſſeums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeiſt
In ſeine heitre Wunderwelt mich ſchloß!

*) Im XIV. Capitel des „Heinrich und Antonio" iſt Herrn Bretſchneiders Glaubensbekenntniß über dieſe Stelle und deren Inhalt zu leſen.

**) Die Geſchwindigkeit der Bewegung wird, wie Figura zeigt, durch viele Füße nicht befördert.

Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt:
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie,
Allein das körperlose Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat und die Musik der Himmel
Herunterstieg und der Gefalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichste und Höchste, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen sich bewegte,
Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heilige Mutter, die herabgestiegene
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Pabst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen.
O, was ist Goldes-, was Juwelenschein,
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben,
Ein wahrhaft Reich der Himmel ist sein Haus:
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen!

Die Formen des Freiherrn von Sandau schmecken aber ungemein nach dieser Welt. Das körperlose Wort hat sich in seiner Nacktheit gar zu arm und nachdruckslos gehalten. Zwar will die Vorrede von „Heinrich und Antonio" uns glauben machen, daß er seine Form „dem Stifter unserer Religion" entlehnt habe, welcher sich der Erzählung und des Dialogs so häufig bediente. Allein nach dem, was der obige Auszug davon zu erkennen gibt, dürfte wohl diese Redensart für nichts anders, als eine ästhetische Gasconade passiren können, weil weder Form noch Inhalt der Bretschneider'schen Erzählungen

dem vorgeblichen Muſter entſprechen. Wir haben bereits im Eingange bemerkt, daß dieſer ganze, mit etwas Chriſtenthum übertünchte Deismus der Mitte des vorigen Jahrhunderts angehört. In den altfränkiſchen Formen, der obſoleten Redſeligkeit und den verblichenen und abgeriſſenen Manieren erkennt man den philiſterhaften, saft- und kraftloſen Geſchmack wieder, welchen die ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zur Schau trugen. Namentlich erinnert die Form des Dialogs, dem übrigens faſt überall das augenblickliche Leben der mündlichen Rede gebricht, an die damals beliebte von Diderot in ſeinen dramatiſchen Stücken aufgebrachte Sitte, das Gebehrdenſpiel weitläufig vorzuſchreiben. Dieſe Beſchreibung des körperlichen Verhaltens des Sprechenden iſt entweder ein großes Mißtrauen in die dramatiſche Kraft ſeines Dialogs, welche in den Leſern nicht einmal das Bild des Sprechenden hervorzurufen vermag, oder es ſetzt ſo beſchränkte Leſer voraus, daß ihnen das Buch überhaupt nicht in die Hand gegeben werden kann. Letztere hat Herr Bretſchneider gewiß nicht einladen wollen, vor ſeinen Zapfen zu gehen, und die erſtere Annahme wird von ſeiner ſonſtigen Zuverſicht nicht geſtattet. Es iſt daher lediglich der abgeſtandene philiſterhafte Brauch, den er, wie er der Sache, welche aufgetiſcht wird, adäquat iſt, mit ihr wieder zu Ehren bringen will. Der Leſer aber wird häufig zu poſſirlicher Stimmung angeregt, wenn er in dem Dialog Erläuterungen folgender Art eingeklammert findet: heftig, nach einer Pauſe, vertraulich, raſch,

bewegt, mit Bedeutung, erſchrocken, betrübt, verdrießlich, eifrig lächelnd und freundlich, kopfſchüttelnd, im Zorne, mit entſchiedenem Tone, mit erhobener Stimme, mit dem Tone des Bedauerns, ſchmerzlich, faſt weinend, ſtreng, raſch und entſchloſſen, mit Salbung, beſchämt, erſchüttert, freudig, gütig aber ernſt, mit Rührung, mit edelm Unwillen, mit feſtem Ton, mit feierlichem Ton, frappirt, triumphirend, beleidigt, hitzig, höhniſch, mit Kälte, wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn, etwas verwirrt u.ſ.w. Keine der ſprechenden Perſonen thut den Mund auf, ohne von ihrem Soufleur ein ſolches pantomimiſches Commando zu erhalten. Dieſe Art, die ſprechenden Perſonen im Dialoge wie Marionetten zu handhaben, erinnert an jenes ältere Schauſpiel, wo zwiſchen dem Dialoge die Weiſung zu leſen iſt: „Er blitzt ihn mit den Augen an und geht ab.“ Ueberhaupt gemahnt Alles, bis auf einige vulgäre moderne Redeformen, in der äußern und innern Oekonomie dieſes Romanes oder dieſer Novelle an den Geſchmack *) und die Manier der antediluvianiſchen Periode vor der franzöſiſchen Revolution. Dieſe Production iſt unter einem löſchpapiernen Himmel entſtanden, welcher über einer antarktiſchen Region ſich ausbreitet, auf welche noch niemals die erſten Strahlen der Idealität herabgezittert ſind. Die Kunſt

*) Welche 18jährige Tochter wird wohl 1838 ihre Mutter noch mit dem ſteifen Sie anreden, wie Auguſte v. Sandau gethan hat?

ſonnt ſich in Erwartung ihrer Wundergeburt durch jenes höhere Licht an dem mit ordinärem Holze wohlgeheizten Ofen, welcher Wärme und Licht über die ganze Familie verbreitet, die ungeachtet ihrer anſcheinenden Disparität durchaus zu einer Sippe gehört. Die ſteife Gründlichkeit eines für den gemeinen Menſchenverſtand zugerichteten Decocts, welches als pikante Sauce über dieſe romantiſche Arbeit hingegoſſen iſt, die dürre Spaßhaftigkeit des beigemiſchten Scherzes, welchen der Verfaſſer für Würze und Salz angeſehen, die geſchwätzigen Wiederholungen von Lieblings-Ideen, die prätentiöſen Sarkasmen, welche ſich nach allen Seiten umzublicken ſcheinen, um zu vigiliren, daß auch Niemand ſie überſehen mag und gegen etwanige Unaufmerkſame ſich weit hinſpreizen mit ihrem gebieteriſchen: **Attention!** das unaufhörliche Hinrutſchen auf dem Boden einer gemeinen, durch commune Caricatur unter ihr eigenes Urbild degradirten Wirklichkeit, die Verflachung aller Tendenzen, die plumpen Coups vielerlei Details eines proſaiſchen Familienlebens: — alle dieſe Widerſprüche mit unſerer vor lauter Geiſt geſchwollenen Gegenwart, bezeichnen den Freiherrn von Sandau als den Poſthumus einer vor Jahren außer Mode gekommenen Gattung von Geiſteswerken. Durch das Einführen in die Welt dieſer verblichenen Geſpenſter hofft nun Herr Bretſchneider die in ſeiner Vorrede uns vorgeſpiegelten didaktiſchen Zwecke zu erreichen. Die oben angeführte Recenſion geſteht dieſem Producte eine ausgezeichnete pſychologiſche Wahrheit zu, indem ſie daſſelbe wim-

meln läßt von durchaus wahrhaft lebendig und individuell ſich ausſprechenden Charakteren. In dem oben gelieferten Auszuge iſt die Individualität der Charaktere möglichſt geſchont, nur der des alten Thomas ein wenig idealiſirt worden. Damit indeß dieſe Mangelhaftigkeit nicht als eine abſichtliche Unterſchlagung wirklicher Vorzüge ausgelegt werden kann, ſo ſtehe die Verſicherung hier, daß der Bediente Thomas bei weitem der gelungenſte Charakter in der ganzen Geſchichte iſt, und nicht ſelten in einer wahrhaft dramatiſchen Haltung auftritt. In dieſer Stallſphäre iſt der Verfaſſer mit größerer Sicherheit zu Hauſe und entwickelt auf heimiſchem Standpunkte mit ungezwungener Geſchicklichkeit recht dankenswerthe Charakterbilder. Schade bleibt es aber immerhin und wird doch in feinern Cirkeln, in welche man mit dem Pferdemiſte an den Stiefeln nicht leicht ohne Empfang mit empfindlichen Naſerümpfen aufgenommen wird, ſehr ſchaden, daß von der Miſtkäfernatur des alten Thomas ſo Vieles in die Verhältniſſe ſeiner freiherrlichen Herrſchaft hinüber geduftet iſt. Denn nicht allein hat ſich der grobe Geſell mit einer ungeſchlachten Freimüthigkeit in die geheimſten Beziehungen von Vater, Mutter und Kinder hineingedrängt und ſpricht ſich darüber gleichſam mit den Rechten eines ebenbürtigen Familienmitgliedes aus, ſondern es hat ſich wahrſcheinlich durch ſein Medium eine recht pöbelhafte Redeweiſe *) in dieſer frei-

*) Der Herr v. Sandau ſagt: „Ich hatte auch kein Weihwaſ-

herrlichen Familie eingeniſtet, von welcher in dem obigen Auszuge mehrere Stückchen mitgetheilt und durch Gänſefüße bezeichnet ſind. Die fein gebildeten Ariſtokraten müſſen, abgeſehen von den unten entwickelten Gründen, ſchon wegen dieſer unadlichen Sitten und Reden, die Ebenbürdigkeit dieſes von Gotha daher gekommenen Paſſagiers mit Sippſchaft beſtreiten, wenn auch ein Geiſtlicher, welcher zur Ausſtellung von Taufzeugniſſen befugt iſt, dem freiherrlich von Sandau'ſchen Ehepaar die ausdrückliche Reiſelegitimation mit auf den Weg gibt, daß beide Gatten aus altem adlichen Geſchlechte ſeien. Was ſoll man aber über die Sitten des Münſterſchen Barons ſagen, vor deſſen hohem und altem Adel ſelbſt der barſche Major ſchweifwedelt, und welcher bei der Werbung um Auguſtens Hand eine Brutalität zum Vorſchein bringt, die ihn ſelbſt der Aufnahme in einen rohen Eckenſteherklubb unwürdig machen würde. Wir rathen Herrn Bretſchneider, ſo lieb ihm ſeine Haut iſt, keine Reiſe in das Münſterland zu machen. Denn daß ſeine Charaktere ſich nach der oben gedachten ſtaatskundigen Recenſion durchaus wahrhaft, lebendig und individuell ausſprechen,

---

ſer mit." — Die Freiin dagegen: „Die unnütze Angſt frißt ihr das Leben ab." — Er: „Merkſt Du wohl, wo das Mädchen hin will? — Dem Jeſuiten ſoll der Donner auf die Tonſur fahren. — Einen Mann von ſo gutem Adel und gewaltigem Reichthum findet man nicht alle Tage auf der Gaſſe, zehn andere Fräulein würden mit beiden Händen zugreifen, wenn er ſie nur wollte." —

ſo iſt zu erwarten, daß die lebendigen Originale ſeines Barons in jenem Lande, da er ſie alſo an den Pranger geſtellt hat, ihn den Rücken mit einem Birkenpinſel roth anſtreichen möchten. Zu einer ſolchen Beſorgniß gibt die wahrhafte Schilderung des Barons und Freiherrn von Sandau gerechten Grund, denn da Hr. Bretſchneider, ſo viel uns bekannt und wie auch der vorliegende Freiherr von Sandau mit Mehrerem ausweiſt, nicht das Geſchick des Herrn von Steinheim hat, „mit der Piſtole den Vogel im Fluge zu ſchießen, auch, wenn er die Klinge in der Hand hat, keineswegs ſo fürchterlich iſt, als ob der Gottſeibeiuns in ihn gefahren wäre, auch keine ſchützende Wunder-Medaille aus München bei ſich hat," ſo mag er jenen Baronen nur weit aus dem Wege gehen. — Auch die zarte und züchtige Auguſte, welche in ihrem 18. Jahre von der Erziehung ihrer künftigen Kinder mit einer Objectivität zu ſprechen weiß (während bekanntlich verheirathete Damen *) mit dem Erröthen der Verzimptheit ſchaudervoll erſchrecken, wenn eine Dame ihren frühen Aufbruch aus einer Geſellſchaft, worin ſie ſich mit ihnen befand, bei der Frau und dem Herrn vom Hauſe mit dem Gebote ihres Arztes entſchuldigen, welcher ihr, ſo lange ſie bade, unterſagt habe, ſich der Abendluft auszuſetzen, und mit dieſer Unverſchämten allen Umgang durchaus abbrechen), auch dieſe ſchöne Seele ſoll ein wahrhaft, lebendig und individuell ſich ausſprechender Charakter

*) cf. Vorrede zum Abolar von Emerentius Scävola.

ſein? Wir zweifeln. Herr Bretſchneider wird uns den Nachweis desjenigen weiblichen Originals, welches auf den Uebergängen, die er ſeiner Auguſte vorgeſchrieben hat, vom kraſſeſten, bornirteſten, dumpfſten Glaubenszwange zur herrlichen proteſtantiſchen Freiheit der Kinder Gottes (ſoll heißen Gothas) übergeht, ſchuldig bleiben. — Ein ſolcher alle Menſchenkenntniß und die Kunde des religiöſen Gefühls verleugnender Prozeß, welcher zum Hohne aller Pſychologie ſich hier entwickelt, wird eine wohl erfundene, geiſtreich anſprechende Novelle mit wahrhaft, lebendig und individuell ſich ausſprechenden Charakteren genannt! Herrn Bretſchneider wird eine namhafte Prämie zugeſichert, wenn er den Halunken, welchen er unter dem Bilde des Pater Cyriax ſignaliſirt, ſo nachweiſt, daß man ſich der Identität des Originals verſichert halten und denſelben zur gebührenden Unterſuchung ziehen kann. Es dürfte ihm nicht gelingen. Wozu alſo Steckbriefe in das Publikum ſchleudern und daſſelbe zu einer Verfolgung aufhetzen, ohne daß ein ſolches Individuum lebt, als da nach den Angaben des Herrn Bretſchneider ſich verbrecheriſch umhertreiben ſoll? Die Cervelatwürſte, welche aus Gotha kommen, ſind ſehr preiswürdig, — mit der Pſychologie, welche dort fabrizirt wird, iſt es aber nichts. Die intriguante Zofe Sophie iſt auch nur eine im Kopfe des Herrn Jupiter-Bretſchneider fertig gezimmerte Minerva, an welcher kein objectives Kennzeichen gefunden werden kann. Aber der Major v. Sandau wird ein wahr erfundener Charakter

sein, den Helden der Titelrolle wird doch sein Vater mit einem solchen begnadigt haben? Daß der Freiherr von Sandau an einer hohen Bornirtheit leidet, und mit einem tyrannischen Eigenwillen äußere und innere Verhältnisse nach seinem Belieben regeln will, daß er mit der Thür in das Haus stürzt, aus einem unüberlegten Extreme in das andere fällt, sollten wir billig nach demjenigen, was er uns von seinen Handlungen sehen läßt, glauben. Allein unmöglich konnte die herrliche Louise, diese gemischte Ehefrau, einen solchen groben Wetterhahn zu ihrem Gatten erkiesen und „in höchst glücklicher Ehe leben," da sie bei allen sonstigen widrigen Vorkommenheiten in ihrer zartfühlenden Seele, welche überschwenglich angefüllt ist mit schönen Empfindungen, so entsetzlich leicht verstimmt wird. Der Freiherr von Sandau muß daher noch eine uns unbekannt gebliebene, höchst schätzenswerthe Charakterseite haben, welche der Träger seines ehelichen Glückes ist. Herr Bretschneider hat aber nicht für gut gefunden, uns diese sehen zu lassen. Sonst aber scheint es bei diesem Charakter auf einen jener unter den cidevant deutschen Philistern beliebt gewesenen vaterländischen Biedermann, einen ehrlichen Degenknopf, eines jener krautkräftigen Gemüther von altem Schrot und Korn, einen sogenannten alten Polterer angelegt gewesen zu sein. Der geneigte Leser wird nach dem oben gegebenen Auszuge leicht ermessen, ob der Herr v. Sandau, welcher einen dummen Münsterschen Boron, in welchem er noch dazu einen

Eidam gewinnen will, bei dem Gutsverkaufe unbarmherzig über das Ohr haut, zu jener nobeln Sippe gerechnet werden kann. Abſtrahiren wir von allen dieſen Charakteren, welche unſer Recenſent insgeſammt in höchſter Liebenswürdigkeit dargeſtellt findet, ſo bleibt nur das ſentimentale Krähwinkel übrig, welches von der Frau von Sandau, dem evangeliſchen Pfarrer, dem Pfarrer Ehrlich und dem Kapitän mit ſeinen theologiſch-moraliſchen Schwadronaten und dem ſüßen v. Steinheim bewohnt iſt. Können wir dieſe als Repräſentanten, als treue Spiegel unſerer Zeit betrachten? Mit nichten, denn es ſind Bilder aus der künftigen Zeit, Prophezeihungen aus der Welt, wie Herr Bretſchneider ſie eingerichtet haben möchte, wie ſie aber, Gottlob! noch nicht exiſtirt. Es ſind die Ideale, mittelſt deren die unvollkommene Gegenwart reformirt werden ſoll, Portraits aus der Familienſtube in der Phantaſie des Herrn Bretſchneider. Da wir ſolche theologiſch-philoſophiſche, rational-ſupernaturaliſtiſche Figuren nun in der Wirklichkeit noch nicht haben dürften, ſo kann vom Rühmen einer pſychologiſchen Wahrheit dieſer Charaktere nicht wohl die Rede ſein. Ein katholiſcher Pfarrer Ehrlich aber, ein purer Deiſt, der eine Menge proteſtantiſcher Verehrer hat, „von denen nicht wenige durch ſeine Sanftmuth und Liebe ſo angezogen worden, daß ſie zur katholiſchen Gemeinſchaft getreten waren," ein ſolcher Pfarrer wird niemals exiſtiren können. Was iſt alſo nun von der Menſchenkenntniß in dieſem geprieſenen Buche zu halten? Statt daß der

gute Roman unſere Menſchenkenntniß erweitert, oder wenigſtens beſtätigt, belügt der Freiherr v. Sandau den Leſer, der weder ſich ſelbſt noch die Welt genug kennt, mit verzerrten Darſtellungen des Lebens. — Alle im Freiherrn v. Sandau mit edeln und ſchönen, niedrigen und häßlichen Gefühlen auftretende Perſonen ſind nichts als theologiſche Fratzen *), mit romantiſchem Firniß überzogen, welcher (wir erfuhren es) beim Anfaſſen in den Händen kleben bleibt. — Aber ein Roman konnte ohne dieſes Requiſit doch noch ſehr lehrreich und nützlich werden, wenn er, ohne das Intereſſe der geiſtvollen und lebendigen Unterhaltung zu ſtören, allgemeine Wahrheiten in Umlauf bringt. Daß der Freiherr v. Sandau nur allgemeine Lügen am Bord führt, wird ſich unten zeigen. Aber das Intereſſe der geiſtvollen und lebendigen Unterhaltung muß ihm abgeſprochen werden, denn er hat ſo viel Kirchenhiſtorie als Ballaſt geladen, daß er ganz ungeſchickt ſegelt und an allen kritiſchen Felſen ſcheitern müßte, wenn der Theatermeiſter dieſe nicht mitleidig hinter die Couliſſen ſchöbe und an die Stelle derſelben die Buchten der Nachſicht, der publiken Barmherzigkeit und andere wohlthätige Anſtalten ſetzte, welche gegen das

*) Die ganze Brut ſcheint mit Gemächlichkeit bei einer Pfeife Tabak hinter einer Taſſe Caffee im bequemen Schlafrocke, umgeben von einer Handbibliothek, welche hie und da zu Rathe gezogen ward, ausgeheckt zu ſein, und mit möglichſter Entfernung aller etwanigen Begeiſterung nach Tiſche.

Scheitern erfunden ſind, wovon man ſich aus der mehrgedachten Recenſion überzeugen wird. Welch ein **hors d'oeuvre** iſt nicht die ungebührlich lange, ſo häufig nichtsſagende Unterhaltung zwiſchen dem Canonicus und dem **Doctor juris** beim Ehrenmahle in dem Hauſe des Herrn v. R? Dergleichen harte Brocken werden von der Alles durchdringenden theologiſchen Weichlichkeit doch nicht aufgelöſt und liegen auf der Brücke, welche Herr Bretſchneider hat zimmern und mauern wollen, als gewaltige Hinderniſſe der freien poetiſchen Paſſage, worüber nur ſolche unbefangene, die Naſe in die Luft tragende Leute, ohne zu ſtraucheln, vorüber kommen, wie der mehrgedachte ſtaatskundige Recenſent. Auch darf man nicht glauben, daß der Dialog ein geiſtvoller, tiefſinniger, platoniſcher ſei. Es iſt entweder trivial-ſentimentales Unterreden oder gelehrtes Geklatſch. Thomas macht auch hier zuweilen eine rühmliche Ausnahme.

Ein glücklicher Novelliſt iſt Herr Bretſchneider nach allem dieſen wohl nicht zu nennen. Wenn auch Novelliſt und Rationaliſt ſich reimen, kann doch der Rationaliſt ein ſehr ungereimter Novelliſt ſein. —

Das wäre nun ungefähr **in formalibus** zu erinnern.

c) Betrachten wir nun das Stück wie der Jurist sagt:

Quoad materialia.

Vergebens bemüht sich, wie unten das Nähere dargethan werden soll, der Vorredner, dem leichtgläubigen Leser vorzulügen, daß seine Absicht dahin geht, ein unbefangenes Urtheil über die jetzigen Maßregeln des römischen Stuhls gegen die evangelischen Regierungen Deutschlands und gegen die gemischten Ehen zu ermitteln, der dadurch angeregten Erbitterung zwischen Katholischen und Evangelischen zu steuern, beide Theile zu christlicher Verträglichkeit und Einigkeit zu stimmen und dem liebloſen Ketzerhasse zu begegnen, und wenn er hofft, durch dieses Fabrikat zur Verständigung und Beruhigung beider Theile beizutragen. Schon die ersten Blätter verrathen die Unredlichkeit, welche hinter diesem Vorgeben sich verbirgt. Wem aber nach Durchlesung des Buches und auch nur des oben mitgetheilten Auszuges darüber noch der mindeste Zweifel obwaltet, daß das Werklein eine in servilster Ergebenheit für den Rationalismus geschmiedete, höchst intolerante Parteischrift des Verstandes-Fanatismus sei, der legt giltiges Zeugniß ab, daß es ihm an aller Einsicht und gänzlichem Urtheile gebricht. In seinem Kreuzzuge gegen den Katholicismus hat Herr Bretschneider nicht nur sich selber, wie schon gedacht, wiederholt, sondern er war auch schon bei seinem „Heinrich

und Antonio" kein Original, ſondern brachte ein abgeſtandenes Gericht auf den literariſchen Markt, welches vor einem halben Säculo bereits dem Gaumen der Antikatholiken geboten geweſen war. Bekanntlich erhielt ſich das ganze vorige Jahrhundert hindurch der äußere Frieden zwiſchen den beiden chriſtlichen Confeſſionen in Deutſchland und deren kirchliche Angelegenheiten ungetrübt. Immer mehr verſchwanden in der fortſchreitenden Literatur die Spuren der alten Abneigung der Katholiken gegen proteſtantiſche Dichter und Schriftſteller. Ja aus übergroßer Gefälligkeit, deren Grund ſchon in unſerer Einleitung angedeutet worden, machte man mit ſchöner Humanität katholiſcher Seits dem Proteſtantismus Conceſſionen, welche billig noch heute Erſtaunen erregen. Joſeph II. verlieh ihm Freiheiten, die er vorher kaum hoffen zu dürfen geglaubt hatte. Blumauer und Alxinger durften ihre frivolen, von Unglauben ſtrotzenden Seichtigkeiten, welche zur Verflachung der Geſinnung und Einſicht hinführten, dem Wiener Publikum ungeſtraft vorſetzen. Zu den größten Seltenheiten gehörten in Deutſchland beleidigende Ausfälle katholiſcher Schriftſteller gegen die Proteſtanten. In dieſem tiefen Confeſſionsfrieden verfiel mit einem Male die ſonſt ſo zahme „deutſche Monatsſchrift," ein Gewächs der märkiſchen Auen, wie von einer böſen Tarantel geſtochen, mit ihren Gönnern, Trägern und Pflegern, Gedike, Bieſter und Nicolai in ein antikatholiſches Gallenfieber und vomirte mit einer Heftigkeit allen ihren Krankheitsſtoff in das Publikum, daß gar

Mancher über solch ein Phänomen vor Verwunderung und Staunen steif und starr wurde. Es ward von Berlin aus, der Residenz des Unglaubens und seichtesten Deisterei, mit einer Raserei gegen geheime Verbreitung des Katholicismus geeifert, als ob die Vernunft und das Vaterland in Gefahr wären *). Mit einer an das Unglaubliche gränzenden Freimüthigkeit, welche nach einem halben Jahrhundert nur als eine flache Verstandesfrechheit sich darstellt, bemühete sich die nüchterne Trias an der Spree, sogenannte Vorurtheile und Aberglauben von ihrer gefährlichen, Betrug und Täuschung von ihrer schändlichen, und die Machinationen der damals ungemein zahmen und timiden (längst aufgehobenen) Jesuiten und Aller, welche diesen gliechen (den Pietisten), von ihrer abscheulichen Seite treu darzustellen. Die Treue bewährte sich in der diplomatischen Genauigkeit, womit diese Choragen der damals modernen Weisheit ihre Gallenfieberphantasien kopirten und in ihrer Monatsgallerie zur Schau stellten. Der geneigte Leser mag in irgend einem Käseladen oder wie die Spelunten sonst heißen, in denen die weiland deutsche Bibliothek jetzt aufgesucht werden muß, selbst darin nachschlagen, um sich zu überzeugen, wie unglaublich weit jene Herren in der Aufspürung des nur in ihrem eigenen Schädel spukenden Jesuitismus gingen. Zwischen den Berliner Mortalitätslisten, Franklins moralischem Küchenzettel und andern zehrenden und Genie

*) Siehe Prediger Salomonis I. V. 9.

vertrocknenden Materien, deren Hauptſpeicher die der Gewöhnlichkeit aller Art als Trödelinſtitut eröffnete berliniſche Monatsſchrift war, findet man die zahlloſen Palilogien und Tautologien, in denen die Berliner Monatsſchrift dieſes Thema unaufhörlich wiederkäute. Die Unterſuchung einer vorgefallenen Spukgeſchichte wurde dazwiſchen mit einer Gründlichkeit angeſtellt, als hinge vom Reſultate das Heil der Welt ab; denn dergleichen hielt man für einen Vorſchub, welcher jeſuitiſcher Verfinſterung geleiſtet werden ſollte. Allmälig aber, nachdem das deutſche Publikum ſich von der Bewandtniß des falſchen Feuerlärms, welchen die Verſtandesherolde laut gemacht, ſich überzeugt hatte, fiel das Heuſchreckenheer des Spottes, Hohnes und Tadels über die ſchon ſo dürren Gefilde der deutſchen Monatsſchrift und ihre Führer her und zerfraß das wenige Grün, welches an der trocknen Unternehmung etwa noch gediehen war. Dieſe mit innerſter Abneigung gegen alle Originalität und Tiefe unter großem Geräuſche gemachten Efforts der Berliner Aufklärer wiederholen ſich nun im ſchönen Thüringen, das mit ſeinen ſegenreichen Auen, ſeinem mit Spuk und Geſpenſtern reich ausſtaffirten Walde kein Boden für ſolche Kaktusgewächſe zu ſein ſchien. Allein die mit hiſtoriſcher und theologiſcher Gelehrſamkeit verbrämte, ſchwachſinnige Verſtandesklügelei, welche in Berlin durch übermüthiges Spreitzen ſchon lange das entgegengeſetzte Element heraufbeſchwor, das durch den Sieg des Myſticismus ſich an der übermüthigen Gegnerin rächte, hat in dieſem geſeg-

neten Landſtriche Aufnahme gefunden und will die Olims-zeiten durch die Gegenwart taufen und als lebendigen Artikel wieder in Gang bringen. Siehe da! die Erklärung des Spukes, ob deſſen Poltern wir unſere Stimme erhoben. Die Verſtandesrotte hat aber einen günſtigeren Zeitpunkt zum Auftreten gewählt, als die Aufklärer an der Spree und als der, unter deſſen Conſtellationen Heinrich und Antonio hervorgingen. Jetzt gibt es doch in den Spannungen, welche zwiſchen der preußiſchen Regierung und dem päbſtlichen Stuhle obwalten, ein oſtenſibles, hiſtoriſches Etwas, welches man als ein Vehikel brauchen kann, um beſſern Glauben für die Phantaſtereien des Verſtandes zu finden, als die Berliner ſich für ihre rein der Luft abgeborgten Hirngeſpinſte verſprechen durften. Alſo nicht Verſtändigung, Ausſöhnung, Frieden, wie mit phariſäiſcher Heuchelei vom Verfaſſer und ſeinen ſelbſt erſchaffenen Helden, die als lauter kleine Bretſchneider im Buche umherhandthieren, vorgegeben wird, will der grundehrliche Kautz, ſondern Zwieſpalt, Hader, Haß und Krieg gegen den Katholicismus ſoll erregt werden. Das iſt aber nur die augenfällige Tendenz der Schrift, denn nebenher geht es eigentlich recht gegen jeden tiefern Glauben, der nicht aus der geitzigen Verſtandesretorte als klares Röhrwaſſer in homöopathiſchen Doſen gewonnen iſt und ſich eines reichlichern, tiefern, im Kern des Herzens ſprudelnden Brunnens rühmt, zu Felde, denn ein ſolcher Glauben iſt dem Verfaſſer ein eben ſolches Phantom und abergläubiſches und Knecht-

schaft bezweckendes Machwerk, als der Katholicismus. Eben deshalb haben wir uns veranlaßt gefunden, den Freiherrn v. Sandau auf den Richtplatz zu führen und ihm den Prozeß zu machen. Fast Alles, was wider den Katholicismus auf's Tapet gebracht wird, ist zugleich eine Feindseligkeit wider Jeden, der es mit Christi Worte d. h. der Wahrheit wörtlich und redlich meint. Der ewige Jude ist ein Rationalist geworden, um unter christlicher Maske seine Ungebührnisse gegen Christum fortsetzen zu können. Als ein alter Pilgrim hat er sich auf das Urchristenthum als das wahre Christenthum berufen. Er ist ja dabei gewesen, als zu jenem der Keim gelegt ward und dasselbe emporwuchs. Mit der Maske theologischer Gelehrsamkeit gängelt er den Unkundigen in die Wüstenei der Historie und demonstrirt ihm da, daß das Unchristenthum das Urchristenthum gewesen, daß mit dem steten Anpreisen des Glaubens nichts gethan ist, daß das ewige Salbadern vom Herrn eine mißbräuchliche Redefigur und nichts dahinter sei, und er mit eigenen Augen den hellen Verstand und die pure Moral, mit und zu welcher Christus, der vortreffliche Mann, der da lebte, Anleitung gegeben, geschaut. Das Alles wird durch die im Buche postirten Bibelhusaren aus der heiligen Schrift nachgewiesen und alle spätere Lehre verdammt. Dieser Ahasverus vermißt sich, alle die unergründlichen Tiefen, aus denen uns das Christenthum zuquillt und welche ihm als Dünste einer versumpften Mystik ein medicinalpolizeiliches Gräuel sind, mit seiner klaren Werkeltagsweisheit

zuwerfen und den Verstand auf den Thron setzen zu wollen, von welchem nach seiner Versicherung ausgeht das Licht, welches den Pfad erhellt, der da führt in das ewige Leben. Bildet Euch darum nur nicht ein, in dieser Parteischrift eine Abwägung des Rechts oder Unrechts der im Streite begriffenen Parteien zu finden. Suchet darin nicht nach einem Stand- und Gesichtspunkte, welcher, über dem Getümmel des Streites erhaben, eine unbefangene Ansicht und Beurtheilung des Standes der Angelegenheiten gewährt. Der Faden der Erzählung reißt Euch hin in das Feuer des Kampfes gegen alles Positive, welches hier unter der Caricatur des Katholicismus auftritt und erliegen muß. Wie hat der Verfasser diese Aufgabe gelöst? Er gibt eine Schilderung vom Wesen, Inhalt und der Tendenz des Katholicismus, welches jedes unkundige Gemüth mit Schauder erfüllen und jeden Redlichen zu dem frommen Wunsche bewegen muß, daß Gott in Gnaden verhüten möge, daß er einem Orte nahe, wo diese scheußlichen Lehren ihren Sitz haben. An den Menschen, welche diesem Evangelium zugethan sind, ist jeder Zoll ein Schurke. Sie sind dieß aber nur, so weit sie jenen Lehren huldigen. Also ist jene Doctrin der Grund ihres Verderbens: je mehr sie von derselben abwerfen und von sich thun, desto mehr bleicht sich die wilde Schwärze ihres Wesens, und wenn sie den Ballast völlig über Bord geworfen haben, stehen sie da als evangelische Engel des Lichts. Alle diese mit höchster Mißgunst geschilderten Elenden werden uns als Repräsentanten der Confession

vorgeführt, welchen mehr als die Hälfte der Einwohner Deutschlands und die überwiegende Mehrheit aller Christen, und zwar seit einer Zeit, welche schon Jahrtausende zu zählen beginnt, angehört, diejenigen Katholiken aber, welche uns als Ideale dieser Confession vorgeführt werden, wird kein wirklicher Katholik für Glaubensgenossen halten; sie sind eitel Protestanten, welche auf den Anruf: Wer da? stets die Lüge im Munde führen: Katholik! Sie treten ihre Confession bei jedem Schritte, wo sie ihnen sich darbietet, mit Füßen. Durch die Allianz dieser Scheinkatholiken mit den liebenswürdigen Evangelischen, deren abscheuliche Intoleranz mit lichten Familienfarben und schönen Gefühlen verbrämt und überdeckt ist, und welchen der Verfasser mit väterlicher und großväterlicher Liebe sonst alle ämabeln Eigenschaften mit auf ihre Reise in die Welt gegeben hat, zu denen seine schöpferische Phantasie sich zu erheben vermochte, nachdem er sich im Spiegel der Eitelkeit selbst angeschaut, — durch diese Allianz entsteht eine furchtbare Macht, mit welcher das Gespenst des Katholicismus, welches dem Gothaer General-Superintendenten so furchtbar erschienen ist, glücklich aus dem Felde geschlagen wird. Unter solchen Vorbereitungen konnte ein Sieg über das drachenhafte Ungeheuer, trotz der entsetzlichen Menge Luftstreiche, welche geführt werden und nirgends treffen, für den Heerhaufen der Alliirten nicht schwer werden. Was soll man aber zu dem Beginnen sagen, welches dem Katholicismus alle Glieder verrenkt, seine Gestalt scheußlich entstellt, will-

kürlich verstümmelt, um denselben abscheulich zu machen, und mit sorgfältiger Verbergung aller und jeglicher Eigenschaften, welche nur ein Fünklein Gutes enthalten, ein verzerrtes Ungethüm an der Kette vor dem Publikum seine täppischen Kapriolen machen läßt und dem gaffenden Haufen die Meinung aufheftet, man habe das Gebären des Katholicismus gesehen? Mit welchen Prädikaten soll man aber die Perfidie schildern, welche mit der Miene christlicher Liebe und Aufrichtigkeit bei diesem Verfahren fortwährend darüber bekomplimentirt sein will, daß Alles dieses geschehe, um ein unbefangenes Urtheil, eine Verständigung, eine christliche Verträglichkeit herbeizuführen und der angeregten Erbitterung zwischen Evangelischen und Katholiken zu steuern? Alle die nobeln evangelischen Ideale, weche im Freiherrn v. Sandau umherwüthen, machen mit der nämlichen unbefangenen Miene den Anspruch auf Dank für ihre conciliatorischen Bemühungen. Sie, die ihren Gegnern immerfort die Infamie vorwerfen, daß sie die Lehren der Protestanten in ihren Schilderungen derselben entwürdigen und verfälschen, um ungünstige Urtheile darüber bei den Katholiken zu erzeugen, sie entblöden sich nicht, Maximen für Lehren der katholischen Kirche auszugeben,*) welche

*) Die Katholiken dürften zu Herrn Bretschneiders Benehmen dieselbe Bemerkung machen, welche die katholischen Prälaten schon 1546 auf dem Regensburger Reichstage dem Kaiser machten: „die protestantischen Theologen sind an Allem Schuld,

von den Gläubigen aller Confessionen als Niederträchtigkeiten verabscheut werden müssen. Alle zufälligen Unarten und menschlichen Gebrechen, alle bösen Regungen und Handlungen, welche die Personen, die im Freiherrn v. Sandau figuriren, an sich tragen, werden dort allein dem Katholicismus und seinen Tendenzen imputirt; alles Ungemach in der Welt findet in ihm seine Wurzel ꝛc. Und gleichwohl begehen alle die liebenswürdigen Personen, welche als Katholiken im Costüme des Bretschneider'schen Rationalismus auftreten, die Tollheit und zwingen sich in alle dem Ungemach stecken zu bleiben, fürchten sich vor dem Uebertritte zu jener Confession, der sie bereits ganz und gar angehören.*) Diese Scheu der nagelneuen Bretschneider'schen Katholiken ist der einzige Halt, den der Katholicismus in dem Buche findet. Denn würde dieses Hinderniß weggenommen, was eigentlich

---

„denn obwohl sie wissen, was die wahre katholische Lehre „ist, verleugnen sie dieselbe doch immerdar, um nicht bei Für„sten und Volk als Lügner befunden zu werden. Man muß „aber verhindern, daß boshafte und unsinnige Erfin„dungen für die katholische Lehre ausgegeben werden."

*) Ein wirklich qualvoller Unsinn ist, wenn Auguste v. Sandau nach der Tortur, welche S. 204—207 von dem herrlichen Ehrlich ihr applicirt wird, fortfährt, Katholikin zu bleiben und der Greis blos die Erkenntniß gewinnt, daß das Fräulein über eine Herzensangelegenheit mit ihm verhandelt habe. Diese theologische Mänade ist freilich durch und durch ein verliebtes protestantisches Ding und also ihres Verstandes nicht völlig mächtig.

die Conſequenz aller dieſer Perſonen in der eingeſchlagenen Richtung erfordert, ſo wäre das ganze Aushängeſchild des Buches vernichtet und der vorgebliche Zweck ſeiner Abfaſſung über den Haufen geworfen, denn alsdann wäre die innerlich vollendete Proſelytenmacherei von dieſem liebenswürdigen Statiſten formell und materiell vollbracht, der liebliche Schein der Vermittlung abgeſtreift und ſomit die Aufgabe der Herſtellung der Verträglichkeit und Einigkeit zwiſchen Katholiken und Evangeliſchen ein Unding geworden. Nur ein ſehr blödſichtiger Leſer wird das Vorhaben des Herrn Bretſchneider verkennen, alle Katholiken, welche nach ſeinem Sinne vernünftig ſind, zu Proſelyten zu machen. Nachdem die Gottesgelahrten der evangeliſchen Confeſſion faſt alle Poſitivität ausgezogen haben, iſt der Proteſtantismus faſt nur im Negiren des Katholicismus geblieben. Ein Jeder, welcher die Abſcheulichkeit der Lehre dieſer Confeſſion einſieht und ihr den Rücken wendet, iſt ein Proteſtant; wenn es ihm nicht gelüſtet, ſich zur griechiſchen Kirche zu ſchlagen, wird er unfehlbar einer der Unſrigen. Der Freiherr von Sandau iſt nach der ausdrücklichen Angabe ſeines Verfaſſers dazu beſtimmt, auch von Katholiken geleſen zu werden. Er macht, da ein als milde bekannter, als ſcharfſinnig und gelehrt berühmter Gottesgelahrter ſein Verfaſſer iſt, Anſpruch darauf, ein treues Bild vom Katholicismus zu enthalten und ſoll den Katholiken ein treuer Spiegel ſein, worin ſie ſchauen mögen, wie es bei ihnen hergeht. Indem nun Jeder ſich für eine ab-

scheuliche Fratze erkennen muß, wenn er nur einen flüchtigen Blick hineingethan hat, so wird ihm (das ist die Intention des Herrn Bretschneider) sein Glaube so zuwider, daß er aus Abscheu sich von demselben hinwegwenden und dem Protestantismus in die unendlich weit geöffneten Arme werfen muß. Es ist daher ungemein spaßhaft, wenn die zarten Gemüther, welche hier umherschleichen, fort und fort eine empfindsame Scheu aussprechen, für Proselytenmacher angesehen zu werden,*) gerade wie der Dieb es weit übler nimmt, wenn man ihn Spitzbube schilt, als der ehrliche Mann, dessen reines Gewissen ein so unvernünftiger Ruf nicht beflecken kann. Noch gehässiger aber stellt sich die Unternehmung in Bezug auf die faulen Protestanten dar, welche nicht Lust und Zeit hatten, selbst einen Blick in die Kirchengeschichte zu thun und, von der anziehenden Form des Freiherrn von Sandau bestochen, denselben als ein faßliches, kirchenhistorisches und Dogmen darstellendes Werklein ansehen, in welchem sie für 21 Gr. sächs. vielerlei Gelehrsamkeit neben einander finden. Diese Unmündigen an historischer Einsicht und richtigem Urtheil schwören auf diesen Weisheits-Codex als ein Evangelium und glauben nun den Katholicismus mit Haut und Haar gefangen, begriffen und eingesehen zu haben. Daß solches der Fall, um durch

*) Diese verbrauchte Finte haben auch bereits die nobeln Personen im „Heinrich und Antonio" gehörig gehandhabt, cf. Anfang des XVII. Capitels.

dieſe Bretſchneider'ſche Manier die Parteiweisheit coulant zu machen und unter dem gemeinen Mann en vogue zu ſetzen, beweiſt der große Abſatz des Heinrich und Antonio. Solche Bücher verderben auf Jahrhunderte das Urtheil dieſes zahlloſen Heeres der Halbdenker und Halbwiſſer. Solchen an der Oberfläche der hiſtoriſchen Erſcheinungen hängen bleibenden Forſchungen, ſolcher unredlichen Verſchweigung der Mängel unſrer Partei, wie ſie den Seminariſten an vielen Orten methodiſch eingepflanzt werden, verdanken wir die ſeit 100 Jahren und darüber ſtattgefundenen Fälſchung der Geſchichte, deren heilige Tiefen ein profaner Denkgläubiger, ein confeſſioneller oder politiſcher Parteigänger nicht zu ermeſſen vermag. Was hat denn nun Herr Bretſchneider Unrichtiges über den Katholicismus gemeldet? Sind denn die Facta, welche er uns auftiſcht, die Dogmen, welche er uns auseinander legt, Hirngeſpinſte, oder hat der Katholicismus ihm dazu das Material gewährt? Nein! Es ſind zwar keine Hirngeſpinſte, allein man kann auch hier in anderer Anwendung mit Margarethe im Fauſt ſprechen:

Das iſt Alles recht ſchön und gut,
Ungefähr ſagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein Bißchen anderm Worten.

Hat denn aber Herr Bretſchneider dieſe Worte mit Bedacht oder aus Unwiſſenheit ein Bißchen anders gemacht? Das wollen wir nicht beantworten, weil er ſelbſt es unentſchieden gelaſſen hat. Ein Bild mag die Procedur, welche im Freiherrn v. Sandau angewendet worden iſt,

um uns eine Anschauung vom Katholicismus zu geben, deutlicher machen. In Rom steht St. Peters Dom, ein Riesenbau, an welchem die Erfindung alle Schönheitsformen erschöpft hat, welche in solcher Harmonie zu einem Endzwecke zusammenwirken, daß dieser aus Marmor, Stein, Holz, Eisen und andern geringem Material mühsam zusammengefügte Coloß doch nur eine tiefe Grundidee ausspricht. Wer ihn nicht mit eigenen Augen sah, wer seinen Blick nicht hinaufsteigen ließ zu der unendlichen Höhe der Kuppel und dahin schweifen die unermeßliche Länge des Schiffes entlang, nicht im Herzen die durch das innerste Mark bebenden Schauer der Gewalt fühlte, welche selbst den todten Stein zur Mitanbetung zwang, der vermag nicht zu sagen, er kenne den Dom. Wie kann aber ein architektonischer Anatom, der immer nur, das dicht vor seinem Blicke befindliche Stückchen dieses Baues im Auge, das Material untersucht, hier einen vergelbten Marmor tadelt, dort einen verwitterten Ziegelstein unangenehm findet, hier eine ausgetretene Treppe mäkelt, dort den Mörtel aus einer Steinritze vermißt, kurz, welcher alles Material an und für sich schlecht findet und über örtliche Mängel und Unvollkommenheiten sich nicht hinwegzusetzen vermag und darum das ganze Gebäude verachtet, dessen Idee er völlig übergeht, — wie kann, müssen wir fragen, ein solcher sich vermessen, eine Kunde, eine Schilderung, eine Auskunft vom Ganzen geben zu wollen? Gnügt es, einen Palast kennen zu lernen, wenn wir denselben auseinander neh-

men und alle Bestandtheile uns nach und nach auf die Studierstube bringen lassen, dieselben mit Muße Stück für Stück prüfen und nach dem Befunde dieser Specialitäten das Urtheil über den Bau abgeben, den wir nicht sahen? Also wird uns der Katholicismus vom Herrn Bretschneider zum Besten gegeben, welcher diesen gewaltigen Bau, den Jahrtausende sahen, im Vergleich mit dem Protestantismus also beschreibt: „Wollte ich die Menschheit mit einem heranwachsenden Kinde vergleichen, so würde ich sagen, die evangelische Kirche mit ihrer Freiheit des Glaubens, welche die Ueberzeugung nur von Gründen abhängig macht, sei gleich einer Laube von lebendigen Bäumen, die mit dem Kinde heranwachsen, deren Zweige der Jüngling höher zieht, bis sie dem Manne sich zu einem freundlichen Dache wölben, in dessen Schatten er gern ruht; die römische Kirche aber, mit ihrer starren Unveränderlichkeit unfehlbarer und ewiger Glaubensvorschriften, sei gleich einer Laube von todtem Holze, vom Zimmermann für das Kind zugeschnitten, an welche der Jüngling bald mit dem Kopfe stößt und die der Mann verläßt und wegräumt" (Heinrich und Antonio, 1. Auflage S. 167.) Wer einen mächtigen, himmelanstrebenden Dom der Welt für eine Laube von todtem Holze (welches jedenfalls viel dauerhafter zu sein scheint, als die schnell wachsende protestantische Laubenhecke) ansehen kann, scheint eben nicht zu documentiren, daß er im Stande sei, ein Ding an sich zu betrachten und objective Wahrnehmungen zu machen. Ohne dagegen die

dem Proteſtantismus ſchuldigen Rückſichten zu verletzen, kann man immerhin behaupten, daß bei aller Einbuße äußerlichen Anſehens, welche die katholiſche Kirche erlitten hat, bei allem Verluſte an Stützen, die ihr genommen ſind, beim Abbruche eines großen Theiles ihres Einfluſſes auf Regierende und Regierte, die Macht dieſer Kirche keineswegs gebrochen iſt, am wenigſten durch Invectiven der Art, als die vorliegenden; man kann ferner nicht umhin, zuzugeben, daß die katholiſche Kirche noch eben ſo glücklich als eifrig in der Behauptung ihrer weſentlichen alten Rechte iſt. Ein Cyriax und Ehrlich werden freilich nimmer eine Vorſtellung von dem klugen, feſten und conſequenten Verhalten gewähren, welches die jetzt auch wiſſenſchaftlich, den evangeliſchen Geiſtlichen keineswegs nachſtehende Kleriſei mit wenigen Ausnahmen überall zeigt. Man forſche doch nach der allgemeinen Stimmung, beſuche doch die Wallfahrtsorte und die Kirchen (Herr Bretſchneider hatte Beides ja in der Nähe), und man wird zugeben müſſen, der Katholicismus ſteht noch in ſeiner alten Pracht und Kraft da, weiß noch immer mit ſeinen, durch hohes Alterthum geheiligten und aller umherwandelnden Aufklärung zum Trotze, in keinem weſentlichen Stücke veränderten Formen, mit ſeinen feſten und Alles durchdringenden Syſteme, welches mit allen Richtungen der Politik, der Wiſſenſchaft und Kunſt ſich befreunden kann, mit ſeiner alle tiefern Gemüther anſprechenden Myſtik und durch andere unvergängliche Vorzüge die bei weitem überwiegende Mehrzahl aller Chri-

sten zu fesseln und sich hold und treu zu erhalten. Und das nennt Herr Bretschneider todtes Holz? Wo ist denn diejenige Form des Protestantismus, welche sich nicht chamäleonartig in tausendfacher Veränderung verwandelt hätte? Würden Luther und die Reformatoren in dem supernaturalen Rationalismus ein Fünklein ihrer Lehren wieder zu finden vermögen? Die grüne Laube ist ein Schlingwerk aus angestrichenen Schmarotzerpflanzen, welche ihre Gestalt in jedem Momente ändern und unkenntlich machen. So wird die katholische Kirche also auch die Bretschneider'schen Attaquen aushalten, und ihren majestätischen Bau in den Himmel erheben und die Bewunderung einer Nachwelt erringen, welche gar nicht mehr wissen wird, daß ein Bretschneider gelebt, welcher jene Riesenstructuren für eine Laube von todtem Holze angesehen und in seinem wohlverwandten Namen eine Aufforderung gefunden hat, die protestantischen Sägezähne seines Scharfsinnes und seiner Gelehrsamkeit an der Massivität der Grundmauern zu versuchen. Diese Unternehmung stellt sich dar als der Versuch einer Cohorte Tirailleurs, welche eine große, ruhig da stehende Armee mit unaufhörlichen Neckereien plagt und hier und dort hin ihre Schüsse richtet, um die Oberoffiziere heraus zu pirschen, damit das große Heer, wenn es den Kopf und die Häupter verloren, rathlos der winzigen Schaar der Freibeuter sich ergeben müsse. Aber vergebliche Hoffnung! Die Häupter stellen sich nicht so frank und frei zu Zielscheiben der auf sie gemachten Anschläge hin, auch

ſind diejenigen, worauf die Schüſſe gezielt werden, nicht die Führer, und Tirailleurs vermögen aus der Ferne, in welcher ſie ſich halten müſſen, dieß gar nicht zu unterſcheiden. Ihre Schüſſe fallen oft ins Blaue hinein, und wo der Kern der großen Armee ſteckt, wiſſen ſie nun ganz und gar nicht. So hütet ſich Herr Bretſchneider gar ſehr, ſeinem Feinde gerade auf den Leib zu rücken und die Kraft ſeines Angriffes dahin zu richten, wo deſſen Hauptſtärke ſitzt, ohne deren Ueberwindung nichts gegen die katholiſche Kirche ausgerichtet ſein dürfte, ſondern er zieht lauter Specialitäten heran und weiſt deren Widerſpruch mit der Schrift, Vernunft und Moral, hauptſächlich aber unter einander nach. Welcher Werth auf die wohlfeile und höchſt leichte Manier zu legen iſt, Widerſprüche in einem Syſtem, deſſen Totalität man nicht capirt oder capiren will, zu finden, iſt bekannt. Alle Religionsſpötter haben auf dieſe Weiſe das alte und neue Teſtament durch ſich ſelber zu vernichten gemeint, indem ſie die aus dem Zuſammenhange herausgeriſſenen und ſo mit einander in Widerſpruch geſetzten Stücke ſich durch einander haben aufheben laſſen. Es iſt unbegreiflich, wie es Herrn Bretſchneider hat entgehen können, daß der Gebrauch ſeiner Manier und ſeiner Gründe wider die heilige Geſchichte alten und neuen Teſtaments gerichtet, auch alles dasjenige umſtürzen müßte, was ihm ſelbſt noch ehrwürdig und poſitiv erſcheint. Wenn z. B. das Verderbniß, welches zu Zeiten unter den Dienern und Anhängern der katholiſchen Kirche geherrſcht hat und noch

herrscht, und welches kein vernünftiger Katholik in Abrede stellt, als ein so mächtiger Einwand gegen den Anspruch auf allein selig machende Kraft, welche die katholische Kirche sich zuschreibt, angesehen wird, — daß diese Erscheinung allein hinreichen soll, jene Prätension Lügen zu strafen, so ist ganz übersehen, daß die Juden, welche von Gott selbst die wiederholte Zusage erhalten hatten, daß sie sein auserwähltes Volk seien, zu Zeiten theilweis und im Ganzen in solche Verderbniß gefallen sind, daß sie selbst den Heiden ein Gräuel waren, und durch furchtbare Strafgerichte Gottes an ihre Bestimmung erinnert werden mußten. Warum macht ferner Herr Bretschneider solches Aufhebens von den Verkehrtheiten einzelner Päbste *), die ja die Katholiken selbst einräumen müssen, daß der Apostelfürst Petrus selbst, welchem in der Heiligkeit doch wohl unter seinen Nachfolgern kein Einziger von ihnen an die Seite gesetzt wird, der Menschlichkeit, welche seinem göttlichen Streben mit schwerem Gewichte sich anhing, oft und reichlich seinen Tribut hat darbringen müssen? **) Wozu bei diesem ein-

*) Manches hier vorläufig Angedeutete muß unten bei den Specialitäten noch einmal und ausführlicher erörtert werden.

**) Möhler gesteht: Unstreitig ließen es auch oft genug Priester, Bischöfe und Päbste gewissenlos und unverantwortlich selbst dort fehlen, wo es nur von ihnen abhing, ein schöneres Leben zu begründen; oder sie löschten gar noch den glimmenden Docht durch ärgerliches Leben und Streben aus, welchen sie anfachen sollten. Die Hölle hat sie verschlungen.

fachen Factum aller historische Gallimathias, welcher nichts beweist, als was gar nicht bestritten wird. Hat denn der vielgepriesene Protestantismus mit der Einführung der Priesterehe, welcher von Herrn Bretschneider eine eben so salbungsvolle Lobrede, als dem Cölibate ein unverständiges Todesurtheil gesprochen wird, verhindert, daß eine Menge evangelischer Geistlichen Ehebrecher geworden sind, wozu der Herr Bretschneider in seiner Nähe auch Beispiele finden könnte? Auf diese Art würde sich fast durchgän-

---

Geständnisse dieser Art müssen die Katholiken nicht scheuen und wir haben sie nie gescheut; auch wäre es ganz vergeblich, sich denselben zu entziehen, da die Protestanten einen völlig unwiderleglichen Beweis von vielfacher Vernachlässigung des Volkes im funfzehnten Jahrhundert in sich selbst gaben. Wie hätte eine Lehre, wie die ihrige, entstehen und noch mehr sich so weit verbreiten können, wenn die einzelnen Lehrer und Priester ihrem Berufe genügt hätten? Wahrlich, nicht gering mußte die Unwissenheit gewesen sein, welche ein Glaubenssystem, wie das der Reformatoren, annehmlich finden konnte! Die Größe des Elends also, welches damals die Kirche niederhielt, können die Protestanten kühn an der Größe der Verirrung messen, Lehren, in welche sie selbst eingegangen sind. Dies ist auch die Stelle, auf welcher sich einst Katholiken und Protestanten in großen Massen begegnen und die Hände reichen werden. Beide müssen schuldbewußt ausrufen: Wir Alle haben gefehlt, nur die Kirche ist's, die nicht fehlen kann; wir Alle haben gesündigt, nur sie ist unbefleckt auf Erden! An dies offene Bekenntniß der gemeinsamen Schuld wird das Versöhnungsfest sich anschließen. Inzwischen bleibt uns die Empfindung des unaussprechlichen Schmerzes der Wunde, die geschlagen wurde ꝛc.

gig schon blos durch Gegenfragen, an welche der Verfasser nicht gedacht zu haben scheint, oder nicht hat denken wollen, demselben das Concept verrücken lassen. Wir sind weit entfernt, ihn Schritt für Schritt, also auf seinen Particularitäten zu folgen, sondern wollen nur den Freiherrn v. Sandau durchblättern und einige seiner Bemerkungen hervorheben, welche, gründlich erwogen, sich in ihrer nichtigen Oberflächlichkeit darstellen.

Aus unserm Auszuge ist ersichtlich, welche Gründe wider die Wallfahrt der Prinzessin Ursula mit dem Heere der 11,000 Jungfrauen von Herrn Bretschneider angeführt werden. Die Unzulänglichkeit derselben hätte ihm sogleich einleuchten müssen, wenn er an das verbürgte und in tausend Geschichts-Compendien zu lesende historische Factum gedacht hätte, daß in der Zeit der Kreuzzüge selbst Frauen in großer Menge das Kreuz nahmen, und eine Königin von Ungarn ein großes Heer solcher Kreuzfahrerinnen nach Palästina geführt hat. Ja Kinder wurden bekanntlich von dem Feuer, welches die Kreuzzüge hervorrief, ergriffen, und man sah lange Reihen dieser Unschuldigen, welche auf die Autorität des Spruches: „Herr, Du willst durch Kinder verherrlicht werden!“ dem Schoße ihrer Familien sich entreißen, um sich gegen die Sarazenen führen zu lassen. Gleich den 11,000 Jungfrauen, welchen sie an Zahl weit überlegen waren, starben sie den Märtyrertod und sahen das heilige Ziel ihrer Reise nicht. — Die Offenbarung der Gebeine dieser Jungfrauen, welche der heiligen Elisabeth in einem

Geſichte geworden, und deren wunderthätige Kraft ſollte doch dem Herrn Bretſchneider nach ſo vielen andern Geſichten, von welchen die heilige Schrift meldet, nicht Wunder nehmen. Wir wollen uns begnügen, nur noch den heiligen Auguſtinus anzuführen, den Herr Bretſchneider in ſeinen Schriften doch ſonſt ſo vielfach als Gewährsmann anzieht. Dieſer erzählt im 10ten Buche ſeiner herrlichen Bekenntniſſe von den Ketzereien der Kaiſerin Juſtina, welche eine Arianerin war und deshalb den Biſchof Ambroſius zu Mailand verfolgte, wo damals Auguſtin mit ſeiner Mutter Monice ſich aufhielt. Beide ſtanden mit dem heiligen Ambroſius in perſönlichem Verkehr, und hatten und konnten authentiſche Kunde von dem haben, was dieſem widerfuhr. „Da offenbarteſt," erzählt Auguſtin, „Du Deinem obgedachten Biſchofe in einem „Geſichte, an welcher Stelle die Körper der Märtyrer „Gervaſius und Proteſius lägen, die Du ſo lange Jahre „im Schoße Deiner Verborgenheit unverweſt aufbewahr„teſt, woraus Du ſie gelegener Zeit hervorzogſt, um jene „weibliche und königliche Wuth zu hemmen. Da ſie alſo „aufgefunden und ausgegraben waren, und mit gebüh„render Ehre zum Dome des Ambroſius getragen wur„den, wurden nicht allein ſolche, welche unreine Geiſter „plagten, geheilt, ſo daß ſelbſt die Dämonen ihre Ohn„macht bekannten, ſondern auch ein ſeit mehreren Jahren „blinder und den Einwohnern ſehr bekannter Bürger „hörte die tobende Freude des Volkes, fragte nach der „Urſache, frohlockte, bat ſeinen Führer ihn hinzugeleiten

„und erhielt dann die Erlaubniß sich zu nähern, um mit „seinem Schweißtuche den Sarg Deiner Heiligen zu be„rühren, deren Tod so kostbar war vor Deinem Ange„sicht. Er thats, berührte damit seine Augen, und sofort „waren sie eröffnet. Nun verbreitete weit der Ruf sich, „nun leuchtete herrlich Dein Lob, nun war der Sinn „jener Feindin, obwohl nicht zu des Glaubens Heil „erweitert, doch eingeschränkt in der Verfolgungswuth.“ — Görres Mystik, worin viele dergleichen Thatsachen nachgewiesen worden, dürfen wir dem Herrn Bretschneider nicht empfehlen, weil dieser Mann einen unruhigen Namen bei ihm hat. Er mag aber nur die dort allegirten Gewährsmänner nachschlagen, wenn er Görres Autorität nicht traut. Daß in der Welt noch eine Menge Hieroglyphen sind, deren Schrift dem Alltagsverstande aller Zeiten unleserlich sein wird, daß es eine Menge Dinge im Himmel und auf Erden gibt, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt, und die trotz aller vernichtenden Recension, welche Herr Rosenkranz über die Mystik hat ausgehen lassen, bestehen und sind und alle Trugschlüsse der Wahrscheinlichkeitsweisheit über den Haufen werfen, davon erleben wir täglich Beispiele, und der unbestochene, fromme Sinn des Volks läßt sich auch über solche Thatsachen durch das Geschwätz der Weisen, welches nur im verwandten Ohre Anklang findet, nicht irren. Es ist daher auch gar nicht erforderlich, daß zur Ausführung des Vorschlags des Herrn v. Sandau, solche heilige Erinnerungen zum Nutzen des Volks

unter demſelben zu erhalten, die mindeſte Veranſtaltung getroffen wird, denn ſie erhalten ſich durch eigene Kraft. Das Maltraitiren der Thatſachen und glaubwürdigen Zeugniſſe, um das Abſud der klümperklaren Verſtandesweisheit in der Bibel zu leſen und vor andern Unglaublichkeiten in Sicherheit zu bringen, worin ſich die nobele Jüngerſchaft dieſer Wiſſenſchaft hervorthut, vor deren Exegeſe das ewige Wort, welches im Sohne incarnirt ward, zum Taſchenſpieler wird, der als ein jüdiſcher Philadelphia Waſſer in Wein verwandelt, und welche Chriſtum zu einem antiken Magnetiſeur umwandelt und andern Frevel der Art getrieben hat, wird, Gott ſei Dank! nun bald zu den kirchenhiſtoriſchen Anekdoten gehören, und Herr Paulus und andere Herrn dieſer Richtung werden in nicht gar zu langer Zeit, mit einer theologiſchen Schellenkappe verſehen, als die Narren der Gottesgelahrtheit in des Kirchengeſchichte auftreten.

Die ſtaatsrechtlichen Theorien des Freiherrn v. Sandau über die Widerſprüche, welche ſich der römiſche Stuhl durch den Abſchluß des Concordats mit einer evangeliſchen Regierung, mit ſeinen frühern Proteſtationen gegen die Erhebung Preußens zur Königswürde, wider den weſtphäliſchen Frieden, wider die deutſche Bundesacte und ſonſt noch habe zu Schulden kommen laſſen, müſſen wir übergehen, weil wir uns auferlegt haben, in politiſchen Tagesangelegenheiten reinen Mund zu halten und die Differenzen, in welchen Preußen mit dem Pabſte ſich befindet, uns nichts angehn und ohne unſer Zuthun,

ſei es ſo oder ſo, immer aber wie es Gott zuzulaſſen für gut befindet, ihre Erledigung erhalten werden. In Bezug auf die ſchwere Anſchuldigung aber, welche Herr Bretſchneider den katholiſchen Prieſtern macht, daß ſie, mit einer belgiſchen Revolutions-Propaganda im Bunde, das Volk in den Rheinprovinzen zum Aufruhr zu verleiten ſuchten, muß nothwendig Beweis verlangt werden. Herr Bretſchneider iſt, da hierbei das ganze politiſche Wohl Deutſchlands betheiligt iſt und offenbar gegen ein ſolches Beginnen zu unſer Aller Wohl energiſche Maßregeln ergriffen werden müſſen, ſchuldig und verpflichtet, darüber genügende Beweiſe zu führen. Kann er dieſes nicht, ſo läuft er Gefahr, ſeine Beſchuldigung als eine ehrloſe Lüge gebrandmarkt zu ſehn. Wir ſollten doch glauben, daß, nachdem dieſe furchtbare Anklage, welche offenbar Herr Bretſchneider (zu ſeiner Ehre muß es angenommen werden) ohne Nachdenken, wie ſo manches Andere, nachgebetet hat, ſchon ſeit 16 Monaten in allen deutſchen Gauen wiederhallte und alle Polizei danach hat ſpüren können, doch wohl auch nur ein einziges offizielles Datum zur Verifikation dieſes Gerüchtes hätte an den Tag kommen müſſen. Es iſt bei aller Aufmerkſamkeit uns nicht gelungen, irgend eine Thatſache, welche auch nur entfernt dieſes Geklatſch bewahrheitete, zu entdecken. Gnade Gott den Kotholiſchen, wenn ein ſolches Faktum ermittelt würde: dann würde der gegenwärtige Lärmen der Tagesblätter als ſanftes Geflüſter erſcheinen, im Vergleich mit dem Tumulte, welchen das rationaliſtiſche und

rationalisirende Publikum wider sie erheben würde. Es ist mit diesem Gerede wie mit dem Kinde der Frau Degon, welches alle möglichen Attribute eines Monstrums haben sollte und, bei Lichte und mit eigenen Augen gesehen, eine sehr wohl gebildete Menschenpflanze war. Hr. Bretschneider argumentirt so: Weil zuweilen katholische Priester durch Aufregung des Volkes kirchliche oder weltliche Zwecke haben erreichen wollen, jetzt aber in den Maßregeln, welche in einem Theile Deutschlands in kirchlichen Beziehungen von Staatswegen ergriffen sind, eine Veranlassung zur Unzufriedenheit geboten ist, so müssen es die Priester jenen Elenden, welche die Geschichte brandmarkt, nachthun, also (ferner) thun sie es ihnen auch nach. In dieses Phantom hat sich Herr Bretschneider so vergafft, daß er auch in allen Schriften, welche jetzt von Katholiken in diesen Angelegenheiten geschrieben werden, Aufruhr zur Revolte und Aufwiegelung der Katholiken wider ihre rechtmäßigen Regierungen erblickt. Seine Verblendung schlägt fast in Böswilligkeit um, wenn er den in aller Beziehung so hoch über ihm stehenden Görres als einen Agitator des Rheinlandes und Westphalens schmäht. Man lese den „Athanasius" unbefangen, und urtheile, was von der Bretschneiderschen Anschuldigung zu halten ist. Ueberhaupt geht es wider Görres, dessen Würdigung von dem protestantischen Menzel in „der deutschen Literatur" wir Herrn Bretschneider empfehlen wollen, so unbarmherzig her, und der Mann wird einer solchen Infamie bezüchtigt, daß man erstaunt das Titelblatt nach-

ſchlägt, um ſich nochmals mit den Augen zu überzeugen, daß das Buch von einem chriſtlichen General-Superintendenten und Ober-Conſiſtorialrath wirklich geſchrieben iſt. Der Herr v. Steinheim findet Görres Anſtellung und Aufenthalt zu München ſo verpeſtend für das Baierland, daß er davon hauptſächlich Veranlaſſung nimmt, daſſelbe zu verlaſſen, obgleich er weit von München zu Hauſe iſt. Hiernach würden alle Katholiken das kleine Weimarſche Land verlaſſen müſſen, wo auf der Kanzel, an geweiheter Stätte Worte wider ihren Glauben laut geworden ſind, gegen denen Haß und Schmähſucht, das Härteſte, was Görres, welcher noch dazu einen weit oſtenſiblern Grund hatte, gegen die Proteſtanten geſprochen, eine chriſtliche Liebkoſung erſcheint. Oder ein Katholik müßte bei der herrlichen Ausſicht von Friedenſtein ſchaudernd geſtehn, dieſe Herrlichkeit der Natur könne ihn nicht anziehn, den er ſei in der Atmosphäre Bretſchneiderſcher Wirkſamkeit. Allerliebſt aber iſt es, daß Görres den auf ihn geführten Hauptcoup mit lächelnder Miene abparirt, und auch dieſer, wie ſo viele andere von dem Bretſchneiderſchen Ingrimme geführten Streiche, als ein Lufthieb ſich darſtellt. Dieſe höchſt ergötzliche Aufklärung bringt die Allgemeine Zeitung v. 4. Febr. 1839, wo Görres nachweiſt, daß er gar nicht daran gedacht hat, den politiſchen Thierkreis, worin der Pabſt und die katholiſche Kirche ſo geſchmäht werden — was ihm Herr Bretſchneider ſo überaus hoch anrechnet — zu ſchreiben, und mit der ernſthafteſten Miene vom Herrn Bretſchneiter Wider-

ruf fordert. Dieſen hat Herr Bretſchneider auch durch eine Erklärung vom 17. Febr. 1839 zwar gewährt, aber mit einem hämiſchen Seitenblicke und halbem Zweifel an der Richtigkeit der Görres'ſchen Verſicherung: nicht Verfaſſer des politiſchen Thierkreiſes zu ſein. Die gemeine Art, verjährte Jugendfehler einem bejahrten Manne anzurechnen und zu ſchließen, weil er im jugendlichen Uebermuthe gefrevelt, ſo tauge er auch im Alter nichts, iſt ſchon in den Ariariern ſo ſchön gewürdigt, daß wir nicht widerſtehen können, die betreffende Stelle hierher zu ſetzen: „Spielt darum der Eine darauf an, ich habe den Jako„binern Coblenz überantwortet, fügt dann gleich darauf „der Andere, damit noch nicht zufrieden, Mainz hinzu ꝛc. „ſo erwidere ich: Warum nicht, wenn es Euch Freude „und Beruhigung gibt; nicht blos die beiden, ſondern „alle 50, die die Alliirten ſich in Paris haben wieder„geben laſſen. Sagt man, ich ſei unwiſſend, unläugbar „iſt meine Antwort: ich mache davon jeden Tag auf's „Neue die betrübteſte Erfahrung, und ſo mit allem An„dern. Ohne Bedenken räume ich Jedem das Recht ein, „über meine Perſönlichkeit zu räſoniren und zu derä„ſoniren nach Wohlgefallen, auf die Bedingung jedoch „nur, wenn es mir beliebt, Rede zu ſtehn, wozu „ich bisher zu ſtolz und zu beſcheiden geweſen. „Stolz, weil ich meinen Richter in der eigenen Bruſt „ſchon berge und Euern partheiiſchem Gerichte ganz und „gar nicht pflichtig bin; beſcheiden, weil ich es nie ſo „weit gebracht, auf dieſe meine Perſönlichkeit ſolchen Werth

„zu legen, daß ich versucht sein könnte, mich lange bei „ihr aufzuhalten, weswegen ich auch hier nur mit Wi„derwillen mich dazu verstanden. Wenn ich daher auch „zu dem glänzenden Leichenbegängniß, daß, wie jener „oben gesagt, das protestantische Deutschland mir aufbe„halten, so ich mich in Ruhe zu meinen Vätern versam„meln lasse, mich herzugeben zur Zeit noch keine Lust „gezeigt; so ist freilich noch weniger Wahrscheinlichkeit „vorhanden, daß ich ihm je die Sensationen und Ueber„gänge zur Schau auslege, um eine unnütze und unfrucht„bare Neugierde zu befriedigen. Was aber endlich das „Volk am Rheine betrifft, so seit Ihr sehr im Irrthum, „wenn Ihr glaubt, all Euer Toben und Anfeinden werde „sein Vertrauen im Geringsten erschüttern. Dies Volk „hat mich von Jugend auf in seiner Mitte wandeln ge„sehn, und ist Zeuge gewesen, wie ich durch Revolution, „Krieg, Despotismus und vielfachen Schicksalswechsel, „ohne mich irgend zu beschmuzen, hindurch gegangen. „Es weiß, daß ich, wie jeder Andere, dem Irrthum ver„fallen und Thorheiten begehen konnte, aber es hat auch „selbst dann die aufrichtige Ueberzeugung und ein, wenn „auch irrendes, Streben nach dem Guten ehrend aner„kannt, weil es gesehen, daß ich in Allem nie meinen „Vortheil gesucht, und Einfluß und Gewalt nie zum „Nachtheile irgend eines Menschen mißbraucht. Das ist „der Grund, auf dem sein Vertrauen zu mir ruht, und „das ist die Hauptsache; alles Andere geb' ich Euch zum „Zerreißen hin; Ihr mögt Euch um die Fetzen streiten

„nach Herzensluſt. — Das zum erſten Male und wahr-
„ſcheinlich auch zum letzten Male über dieſen Gegen-
„ſtand.“ —

In dieſen wenigen Zeilen iſt mehr redliche Rechtſchaffenheit und wohlthuender Ernſt der Geſinnung, als aus dem Inbegriffe aller ſentimentalen „Salbaderei,“ welche der Freiherr von Sandau enthält, herausgepreßt werden kann. Warum hat denn Hr. Bretſchneider ſtatt gegen ſeine ſelbſt erfundenen Phantome, gegen welche wir die in Schlegels Athenäum dem ſeligen Nicolai empfohlene Blutegel-Probe vorſchlagen, ſich nicht daran gemacht, die Triarier zu widerlegen, und ſich in der deutſchen Polemik Sporen zu verdienen, die er mit ſeiner Sandau'ſchen Don Quixottiade ſchwerlich erringen wird? Wir können hierin nur das Bekenntniß der Stumpfheit und Unzulänglichkeit ſeiner Waffen und Kräfte gegen den weit überlegenen Gegner erblicken, welcher über die Region der Mittelmäßigkeit, in der Herr Bretſchneider unter dem Zujauchzen eines zahlloſen Publikums ſein philiſtröſes Weſen treibt, weit hervorragt. Görres Name macht Epoche in der deutſchen Literatur; Bretſchneiders hat es immer gegeben und wird es jederzeit geben. Es iſt deshalb ſehr befremdend und würde intereſſant ſein, zu unterſuchen, weshalb die Sache der Mäßigkeitsvereine, welcher ſich der geiſtesverwandte Röhr ſo thätig angenommen hat, in den großherzoglich und herzoglich ſächſiſchen Landen ſo gar keine Fortſchritte gemacht hat. Herr Röhr hat es nicht weiter gebracht, als daß in der

Nachbarschaft von Weimar von den Widersachern dieser guten Sache ein Schnaps ein „Röhr" genannt wurde. Man kann nach dieser Taufe nun wenigstens nicht mehr behaupten, daß im Röhr kein Geist sei, was früher verschiedentlich gefunden worden ist. Aber das ist die große Unredlichkeit dieser kleinen, die ganze Nachbarschaft alarmirenden Beller, daß sie blos schimpfen, nicht widerlegen, noch weniger selbst aufbauen können. Herr Bretschneider erwähnt einmal mit belobendem Accente des verewigten Möhler. Warum verliert er kein Wort darüber, daß man bei diesem Manne vor die rechte Schmiede kommt, wenn man wissen will, was Katholicismus sei? Es würde freilich mehr Mühe gemacht haben, die geistvolle Symbolik zu widerlegen, als einen Freiherrn von Sandau zu conscribiren, in dem ein Katholicismus geschildert wird, dessen Widerlegung schon fertig war, ehe er selbst in der Bretschneiderschen Studirstube seine Existenz erhielt. Das ist aber eben auch hier die große Unredlichkeit. Wo die Sache selbst sich darstellt, deren Schein-, Trug- und Zerrbild unbarmherzig zerfetzt wird, muß die literarische Straßenjungenschaft aufhören und eine ganz andere Art der Würdigung vorgenommen werden, als die Kräfte zu leisten vermögen, welche mit theologischer Poltronerie hier die breite Ergötzlichkeit ihrer Gasconaden zur Schau stellen. Um auf Görres zurückzukommen: wie kann Herr Bretschneider ihm und den baierschen Blättern den Vorwurf der gehässigen Entstellung protestantischer Lehren, protestantischen Thuns und Treibens machen?

Hat Herr Bretſchneider noch keine norddeutſchen proteſtantiſchen Blätter, hat er nicht die Schmähſchriften über das Cölner Ereigniß, hat er ſeine eigenen Schriften nicht geleſen, um ſich zu überzeugen, daß allezeit, von Luther an bis heute, die Proteſtanten angefangen haben, die Katholiſchen zu ſchmähen? Derjenige, welcher eine Aehrenleſe deutſcher Grobheiten, Schmäh- und Schimpfreden veranſtalten will, kann mit Zuverläſſigkeit hoffen, daß er, wenn er die geſchriebene und gedruckte Polemik der Proteſtanten wider die katholiſche Kirche durchgegangen iſt, weitere Forſchungen ſich erſparen kann, indem dieſe den Kern von dem enthalten, was er ſucht. Man leſe nur die von dem ſanften und artigen Melanchton, deſſen Manierlichkeit Luthern ſo wenig gefiel, redigirte Apologie, wo derſelbe mit dem Prädikate Eſel eben ſo freigebig iſt, als die Königin von Portugal mit dem Thurm-, Schwerdt- und Chriſtusorden. Herr Röhr hat es nun gar für eine pſeudo-humane Galanterie erklärt, wenn man in dieſer ungeſchlachten, geiſtloſen Polemik weniger leiſte, als der Ungeſchmack der Reformatoren ſich erlauben durfte. Sollten dem Herrn Bretſchneider die entſetzlichen Invectiven entgangen ſein, welche tagtäglich an ſeinem Wohnorte gegen die Katholiken gedruckt werden? Am Fuße eines in permanenter Eruption begriffenen Schmähvulkans, des Anzeigers der Deutſchen, welcher mit jeder neuen Nummer einen antikatholiſchen Gallenausbruch in das gaffende Deutſchland ſchleudert, hat er nichts vernommen von dieſem, die Erde in Zittern

verſetzenden, fanatiſchen Rumoren in dieſem löſchpapiernen Skandale? Wahrlich, das zu glauben, gehört unter die Unmöglichkeiten. Es iſt wahr, die Münchener und Würzburger Blätter gehen ſehr unglimpflich mit den Evangeliſchen um, allein was ſind ihre Ausfälle in Vergleich mit den wilden, blinden Cannibalismen, welche der Gothaiſche Feuerſchlund emporbrodelt? Gegen dieſe raſenden Sansculottiaden ſind jene Angriffe ein beſonnener, milder Kampf zu nennen. Und dieſe tolerante, ſanftmüthige, geduldige, an unerſchöpflicher Liebe *) überreiche, höchſt aufgeklärte, und — verſteht ſich, Alles in ihren Augen — durch Wiſſenſchaft milde geſtimmte Meute macht es der katholiſchen Kirche zum Vorwurfe, daß ſie anders Glaubende verfluche? Mit gewohnter Begriffs-Verdrehung wird die Ausführung des Rechts der katholiſchen Kirche, ketzeriſche Lehren mit dem Kirchenbanne zu belegen, den einzelnen Gliedern der Kirche als eine Befugniß angedichtet und mit einer Menge Bibelſtellen geprunkt, welche uns anweiſen, uns unter einander zu lieben, einander nicht zu haſſen ꝛc., welche aber, wie unſer oben angegebener Auszug beweiſt, die geſammten, im Freiherrn von Sandau aufmarſchirten Mannſchaften eben ſo wenig befolgen, als ſie ſolches bei den Katholiken finden wollen. Stellen, wie 1. Corinther V. V. 5. und 1. Thimoth. I. V. 20, worin ausdrücklich des

*) So fern die eigene damit gemeint iſt', können wir dagegen nichts erinnern.

Kirchenbannes, den die Apostel exercirten, welche die Abtrünnigen sogar „dem Satan übergaben," und die Unglimpflichkeit, womit Paulus den Schmidt Alexander ex officio tractirte, werden wohlweislich übergangen, um nur den Katholiken das Odium der Erfindung des Kirchenbannes aufheften zu können. Die Art, wie Herr Bretschneider eine Menge Bibelstellen herbeischafft, um das Anathema, welches die Kirche übt, als eine unerhörte und fluchwürdige Prätension darzustellen, kommen uns vor wie der Versuch eines Verbrechers, welcher sich damit von der Instanz des Gerichts absolviren zu können glaubt, daß er sich gegen den Richter auf den bekannten Spruch: Richtet nicht, so werdet ihr nicht wieder gerichtet werden! beruft, — oder als wenn ein Deliquent, welcher auf dem Richtplatze sein Leben verlieren soll, dem Henker durch Ermahnung zur Befolgung des fünften Gebotes das Handwerk legen wollte, — oder als wenn sich ein Candidat oder ein Prediger, welchem von einem General-Superintendenten ein Wischer zugedacht ist, sich denselben unter Berufung auf die Stelle: Warum suchst du aber den Splitter in deines Bruders Auge, aber bemerkst den Balken in deinem eigenen Auge nicht, verbitten wollte. Es ist, wie bereits einmal angedeutet worden, nichts wohlfeiler zu haben, als jedes mögliche Beginnen durch einen Bibelvers zu beschönigen oder zu verwerfen. Bei der Bibelfestigkeit des Herrn Bretschneider und der Unparteilichkeit, von welcher er sich den Schein

gibt, hätte er wenigstens diejenigen Bibelstellen, auf welche die katholische Kirche sich beruft, auch überall und vollständig anführen und widerlegen sollen.*) Doch nein! besser, daß es nicht geschehen, denn alsdann würden wir wieder diese den Sinn fast aller angeführten Stellen nothzüchtelnde Lakaien-Exegese zu hören gehabt haben, welche im „Heinrich und Antonio" sich breit macht. O Luther! Luther! wie würde Dir zu Muthe werden, wenn Du die Früchte der von Dir stabilirten freien Schriftforschung einmal vorgesetzt erhieltest. Alles dieses verholzte, wurmstichige, faule und in großer Mannichfaltigkeit des Unwerthes sich überbietende Obst kommt mit der Prätension, für Paradiesäpfel gehalten zu werden, auf die Katheder, diese Tafeln der theologischen Erudition. Die fleißigen Gäste und Zuhörer laben sich daran uud bringen das schöne Gemengsel demnächst von ihren Kanzeln herab als „Wort Gottes" in ihrer Gemeinde an. Daher diese Disparität des Evangeliums in den evangelischen Kirchen, ja selbst in einerlei Gemeinde. Marheinecke und Schleiermacher, welche natürlich mit dem theologi-

*) Die Vulgarisirung einer Anwendung einzelner Bibelstellen in einem Roman, um damit dies und das zu beweisen, ist eine infame Profanation der theologischen Wissenschaft und gebiert das verständige Unheil unter den naseweisen Laien, welche sich nun Alles besser zu wissen bedünken, als ihre Seelsorger, welche es sich auf der Universität schweres Geld haben kosten lassen, um ihre esoterische Weisheit daselbst einzusammeln.

ſchen Pöbel, den wir oben im Sinne hatten, kaum etwas gemein haben, löſten ſich in ihren Vorträgen auf einerlei Kanzel ab. Welcher Kundige kann ihre Vorträge unter einen Hut bringen? Wie wird demjenigen zu Muthe, welcher in ſeiner Herzensangſt nach dem wahren, feſten und richtigen Worte Gottes greift, das ihn tröſten ſoll, und aus dem Munde Kundiger die Ueberzeugung ſchöpfen muß, daß man ſo recht eigentlich nicht ſagen könne, wo und wie die Wahrheit ſei? Wenn hier nicht das Verſtändniß über den Deſperationsrath: Aide toi et le ciel t'aidera eröffnet wird, der iſt in Gefahr ſich in der Finſterniß zu verlieren und wirklich zu verzweifeln. Wir kennen mehrere ſehr ehrenwerthe Männer, welche ſich in dieſer Angſt in die burgähnliche Sicherlichkeit der katholiſchen Kirche gerettet haben. Es iſt wirklich mit der Lehrfreiheit der daraus entſprungenen Meinungsverſchiedenheit über die höchſten Angelegenheiten in der evangeliſchen Kirche, um, wie man ſagt, katholiſch zu werden. Dieſem Ungemach haben die Päbſte ſchon vor langer Zeit vorausſehend entgegen ſteuern wollen; denn ſie erkannten, daß die kecke Abweichung von der Kirchenlehre Zwieſpalt und Zerfall herbeiführen würde. Darum excommunicirten ſie von jeher ſolche, welche durch abweichende eigene Lehren die Kirche in dem hergebrachten Rechte, die Gemeinden in dem chriſtlichen Glauben zu unterweiſen, zu kränken unternahmen. Aus dem katholiſchen Standpunkte iſt dies ein ſo großer und noch ſtärkerer Eingriff in den Beſitz der Gerechtſame der Kirche, als

Raub und Diebſtahl an ihrem wohl erworbenen äußern Gut. Daher ſchreibt ſich denn der Urſprung der im „Heinrich und Antonio" und dem Freiherrn v. Sandau ſo vielfach verläſterten „Gründonnerſtagsbulle," ein Wort, um welches wahrſcheinlich Herr Bretſchneider die deutſche Sprache bereichert hat und deſſen Weitſchweifigkeit ſeinen Urſprung verräth. Sonſt ſprach man nur von einer Nachtmahlsbulle. Nach dem dürftigen Signalement, welches Herr Bretſchneider von dieſem ſchrecklichen Böſewicht gegeben hat, wird man verſucht zu glauben, daß er nur in einer, und zwar höchſt individuellen Geſtalt, welche nur einige Zuſätze erhielt, exiſtirt. Wir haben uns das **bullarium Romanum** vorlegen laſſen, um zu ſehen, was es denn mit dieſem furchtbaren Geſellen, über welchen der ſelige Lebret eine vierbändige Geſchichte geliefert hat, die 1769 zu Leipzig für die Deutſchen an das Licht getreten, für eine Bewandniß habe; ihre Corpulenz hat uns jedoch abgeſchreckt, uns daran zu wagen, zumal das lauterſte Getränk immer an der Quelle ſelbſt geſchöpft wird. Es ergibt ſich nun nach Einſicht des Bullariums, daß es gar keine einzelne Bulle iſt, welche **in coena domini** heißt, ſondern daß am Tage **in coena domini** (dem grünen Donnſtage) die Päbſte zu Gottes Ehre, wie ſie behaupteten, das geiſtige Schwerdt der Kirchenzucht wider alle Gegner der Kirche geſchwungen haben, und eine Proteſtation gegen die Beeinträchtigungen der Rechte der Kirche öffentlich am Altare eingelegt wurde. Dieſes geſchah in einem Vortrage, welcher nach dem Tage, an dem

er gehalten wurde, in coena domini hieß. Dies ſind daher keineswegs, wie vielfach auch im Converſationslexikon, wenigſtens in frühern Ausgaben, zu hören, die Anfangsworte der verleſenen Bulle. Die Bulle konnte bei jedem Pabſte eine andere ſein, und es exiſtiren daher im Bullario, welches ausdrücklich bemerkt, daß es nur die abgedruckten aufzubewahren für gut gehalten, eine Menge Bullen, welche den Namen in coena domini führen und eine ganz abweichende Redaction haben, jederzeit aber darin übereinkommen, daß ſie eine Sammlung von Urtheilsſprüchen gegen Ketzer und Alle ſei, welche ſich dem Vortheile und Wohle der Kirche widerſetzten. Der Eingang der unterm 13. April 1536 von Paul III. erlaſſenen Bulle in coena domini z. B. lautet alſo: „Die römiſchen Päbſte, unſere Vorgänger, pflegten zur Erhaltung der Reinheit der chriſtlichen Religion und der Einheit derſelben, welche vornämlich in der Verbindung der Glieder zu einem Haupte, nämlich Chriſtus und deſſen Statthalter beſteht, ingleichen um die Gemeinden der heiligen Gläubigen vor Angriff zu ſchützen, die Waffen der Gerechtigkeit durch das Amt des Apoſtolates am gegenwärtigen Feſte walten zu laſſen. Dieſem alten und feierlichen Brauche folgend, bannen und excommuniciren wir alle Ketzer ꝛc.“ Uebrigens handelt in allen in coena domini benannten Bullen nur der erſte Paragraph, welcher aus der zweiten Bulle Nicolaus III. v. J. 1280 *)

*) Nicolaus bannſtirte die Gazari, Patarener, die pauperes

entnommen iſt, von den Ketzern, und die vielen andern Paragraphen, welche nachfolgen und gegen andere Feinde der Kirche gerichtet ſind, ſind andern alten Bullen entnommen. Nach Maßgabe der Zeitläufe ſind in den Einzelheiten Zuſätze und Modificationen angebracht. In der vorgenannten Bulle Pauls III. findet ſich §. 1. hinter den übrigen, namentlich genannten Ketzern der Zuſatz: „Ingleichen die, welche der durch Pabſt Leo X., unſern Vorgänger, vor etlichen Jahren verdammten, ruchloſen und abſcheulichen Ketzerei des Martinus Luther folgen, und welche den Martinus ſelbſt alſo begünſtigen, daß ſeine Beſtrafung unmöglich gemacht wird.“ Die Nachtmahlsbulle Pauls V. vom 4. April 1610 befaßt ſich damit ſchon weit kürzer, und nennt blos hinter den Wikleſitten die Lutheraner, Zwinglianer, Calviniſten, Hugenotten, Wiedertäufer, Trinitarier und Apoſtaten. Eben ſo geſchieht es in Urbans VIII. Bulle vom 1. April 1627, welche im Bullarium in der Ueberſchrift der zweiten Bulle Nicolaus III., ultimum exemplar bullae in coena domini *) genannt wird. Dieſe Bewandniß alſo hat es mit der berühmten Nachtmahlsbulle, welche den päbſtlichen Stuhl in bedenkliche Händel mit Frankreich, Spa-

---

de Lugduno, die Paſſaginer, Joſephiniſten, Arnoldiſten, Speroniſten; mithin war nicht erſt Paul IV. 1468 der Erſte, welcher namentlich Ketzer aufführte, wie Herr Bretſchneider behauptet.

*) Siehe Raumers Geſchichte Europas ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Bd. III. S. 309 u. 320.

nien, den Niederlanden, Neapel, Venedig und andern Staaten verwickelte, weil darin die meiſten Rechte der Päbſte in ihrem, während mehrerer Jahrhunderte geltend gewordenen Vollgehalte hingeſtellt, auch mit Zuſätzen vermehrt wurden, wodurch manche Regierungen ſich in ihren eigenen Rechten beeinträchtigt hielten. In dieſen Differenzen zog aus begreiflichen Gründen der römiſche Stuhl den Kürzern, und ſo kam es, daß die Nachtmahlsbulle, welche allerdings jährlich wenigſtens einmal in den Kirchen publicirt werden ſollte, bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, theils durch entgegengeſetzte Thatſachen, theils durch ausdrückliche Verbote, außer Gebrauch geſetzt war. Darum ließ man denn auch in Rom, in Betreff dieſer Bulle, mehr nach, erwähnte ihrer ſeltener und gab ſich mit der bloßen Ausübung der in der Bulle reſervirten Gerechtſame in rein geiſtlichen Dingen ſo ziemlich zufrieden, wie es auch am Gerathenſten und zum Theil den Zeitumſtänden nach nicht unbillig war. *)

*) Lorsque le pape Ganganelli, ſo ſagt Voltaire im siècle et Louis XV. Chap. 39. eut cassè la Societé Jesus et qu'il eut promis de ne plus fulmines chaque annèe la bulle „in coena domini“, on lui rendit Avignon et Benevent avec Ponte Corvo. — Für eine etwaige neue Auflage des Freiherrn v. Sandau empfehlen wir Herrn Bretſchneider die Benutzung dieſes Capitels. Es liefert Waſſer auf ſeine Mühle. Namentlich wird die Ceremonie, womit die Bulle vorgetragen worden, ſehr nach Herrn Bretſchneiders Geſchmack ſeyn.

Von Allem dieſen weiß aber freilich der durchaus dumme Pater Cyriax nichts, welcher bei einem evangeliſchen Pfarrer in die Schule gehen muß, um ſich über Angelegenheiten der katholiſchen Kirche unterrichten zu laſſen, und Herr Bretſchneider hütet ſich auch wohl, dieſe Unwiſſenheit ihm und dem Leſer zu nehmen, obgleich jedes katholiſche Compendium der Kirchengeſchichte, z. B. das 1835 zu Oldenburg erſchienene des Dr. Fortmann (§. 312 u. 13), darüber Auskunft gibt. Die Stupidität des Pater Cyriax, welcher ſich durch die Gründonnerſtagsbulle ſo imponiren läßt, iſt ganz unglaublich. Er hat ſich ſo verblüffen laſſen, daß ihm ſogar nicht einfiel, ſich auf das ſchöne Gebet zu beziehen, was im Miſſale für den Charfreitag vorgeſchrieben iſt und noch heute am gedachten Tage in allen katholiſchen Kirchen der Erde gemeinſchaftlich gebetet wird. Hieraus würde ſich auch Herr Bretſchneider, (zu deſſen Gunſten man annehmen muß, daß er das Miſſale, wenigſtens deſſen Inhalt, nicht kennt, weil er ſonſt ein böswilliger Verſchweiger ſein würde), überzeugt haben, daß, wenn die katholiſche Kirche auch die Ketzereien verflucht, ſie doch ihren Gläubigen Gebete für die Ketzer, Juden und Heiden befiehlt, mithin dieſen nicht geſtattet, für ihre Perſon zu fluchen. Freilich ſehen wir hierauf ſchon die Antwort: ſelbſt die Gebete der katholiſchen Kirche ſeien proſelytenmacheriſch. Mit Recht kann mehreren Päbſten vorgeworfen werden, daß ſie wiſſentlich und freventlich ſelbſt die Satzungen der Nachtsmahlsbulle, wie überhaupt ſo viele andere Vorſchriften,

welche die Kirche gegeben hat, übertreten und verletzt haben. Folgt daraus aber etwas gegen jene Erlasse selbst? Wie viele Regenten freveln nicht gegen die von ihnen selbst gegebenen Gesetze, wie viele Richter übertreten nicht täglich die Rechte, nach welchen sie fortwährend Andere verurtheilen, welcher Vater, welche Mutter, welcher Lehrer können behaupten, sie hätten nie einen Verstoß gegen die Lehren der Weisheit und Tugend begangen, die sie den Kindern beizubringen beflissen sind? Wo ist denn je von den Katholiken behauptet worden, daß die Päbste auch in ihrem Wandel untrügliche Muster des praktischen Lebens seien, daß sie niemals die ihnen von Gott verliehene, außerordentliche Gewalt zu endlichen Zwecken gemißbraucht haben?*) Dies wird eben so wenig von ihnen geleugnet, als es der weisen Verschweigung des Herrn Bretschneider ungeachtet weltkundig ist, daß eine Menge evangelischer Geistlichen, trotz (und wahrscheinlich sogar oft in Folge) ihrer Glaubensfreiheit,

---

*) Unter den Aposteln, in Christi täglichem Umgange, gab es einen Judas. Kein Stand, keine Würde schützt vor menschlicher Gehrechlichkeit. Haben denn etwa die evangelischen Bischöfe immer so gehandelt, als das neue Testament ihnen auferlegt? Eine moralische Verschiedenheit herrschte unter den Inhabern des Stuhles Petri, wie unter denen des Stuhles Mosis. Allein auch in dieser Rücksicht zeichnete sich der römische Stuhl, wie selbst die Gegner zugeben müssen — Addisons Zeugniß ist bekannt — vor den weltlichen Thronen aus.

Ehebrecher, Hurer, Kirchenräuber und ſonſtige Sünder waren und ſein werden, ohne daß es jedoch Jemand einfällt, die Schuld der Perſon auf die evangeliſche Kirche zu wälzen, welche, ſo wenig als die katholiſche, einen Grundſatz kennt, wonach die Hingabe an eine ſinnliche Neigung, die zu Vollbringung der Werke der Finſterniß verführt, als ein Gebot verkündet wird, was Herr Bretſchneider der Letztern ſo gern aufheften möchte: derſelbe Mann, welcher dem genialen Görres Schuld gibt, er ſpreche auf das Herabwürdigenſte und Feindſeligſte von den Proteſtanten, er bemühe ſich, die Katholiken zum bitterſten Kirchenhaſſe wider die Evangeliſchen zu entflammen und das Ungeheuer des religiöſen Fanatismus wieder zu erwecken, welches früher Jahrhunderte lang Europa mit Blut und Thränen überſchwemmt hat. Wir fragen Herrn Bretſchneider, ob er die Hand auf's Herz gelegt, ſich ſeinerſeits frei weiß von dieſem Vorwurfe, in Bezug auf die katholiſche Kirche? Iſt er ſo vermeſſen: „Ja!" zu ſagen, dann müſſen wir behaupten, daß bei der S. 35. ſo rührend von der Frau v. Sandau angegebenen Aufgabe unſeres Daſeins ihre eigene ganz andere Deutung hat, als wir herausleſen. Es heißt dort (mit einem großen, geiſtlichen Hochmuth): „Bei einem guten, evangeliſchen Chriſten muß das ganze Leben eine Vorbereitung zum Tode ſein." Das Treiben im „Heinrich und Antonio" und im „Freiherrn v. Sandau" iſt allerdings eine Vorbereitung zum Tode der angegriffenen Confeſſion ſowohl, als des Angreifers, wenn er nicht in ſich geht

und andere Wege einſchlägt, welche zum Frieden und zur Bekehrung führen. —

Eine ganz verkehrte Anſicht iſt es nun auch, die Schrecken der Inquiſition, die Pariſer Bluthochzeit auf Rechnung der katholiſchen Kirche zu ſetzen. Dieſe blutigen Brutalitäten*) ſind ein Auswuchs des rohen Geiſtes jener Zeiten, welcher hierin vom Geſetze der Liebe völlig abweicht, und auch bei den Evangeliſchen vorgekommen, wovon aber ſehr weiſe abermals nichts gemeldet wird. Es iſt bekannt, daß Melanchthon, während Luther aus ſeinem Pathmos im Betreff der Wiedertäufer nach Wittenberg ſchrieb: ſie ſollten ſich im Urtheil nicht übereilen, ſondern die Geiſter prüfen; man hätte das Gamaliels Rath vor ſich, ſeinerſeits an den Kurfürſten ſchrieb: „Ich habe große Urſachen, die mich bewegen, daß ich ſie nicht verachten will, denn man ſieht aus vielen Zeichen, daß in ihnen gewiſſe Geiſter ſein mögen, von denen aber Niemand als Martinus urtheilen kann.“ Dieſe milde Anſicht gab der ſanfte Reformator aber im Laufe der Jahre ſelbſt auf, und veranlaßte mit Luther den Kurfürſten zu dem höchſt intoleranten Ketzeredicte, vom Tage Antonii 1528. Im Jahre 1536, am 27. Januar aber wurden auf Melanchthons Rath und Gutachten der Wiedertäufer Heinrich Kraus, Juſt Müller

*) Das kirchliche Criminalverfahren iſt ausdrücklichen alten Kirchengeſetzen und der Ermahnung großer Lehrer, daß die Kirche alles Blut auf das Strengſte meiden ſoll, entgegen.

und Johann Prisker zu Jena geköpft, weil sie in der mit Melanchthon, Casper Creutziger und Antonius Muse gehaltenen Disputation nicht hatten nachgeben wollen. Im nämlichen Jahre schrieb Melanchthon an den Landgrafen Philipp von Hessen: „Man könnte und müßte die Wiedertäufer mit dem Schwerdte bezwingen. Diejenigen, welche nach der Landesverweisung wieder kämen, sollte man mit dem Schwerdte verfolgen.“ Solche blutige Urtheile waren an der Facultät zu Wittenberg an der Tagesordnung. Alle Lutherischen Ministerien und Universitäten äußerten sich gegen den Kurfürsten übereinstimmend. Die Limburgischen schrieben: „Der Magistrat müsse die Ketzer mit dem Schwerdte verfolgen, denn man könne sie NB. mit dem Wort nicht allein bezwingen, darum müsse man das Schwerdt brauchen.“ Die Ulmischen äußerten: „Der Religion halber dürfe man zwar Niemand strafen, aber doch der Ketzerei wegen.“ Die Tübinger behaupteten: „Man müsse die Verführer mit dem Schwerdte strafen.“ Ein alter, guter protestantischer Scribent bemerkt hierbei: „Also, daß man fast meinen sollte, die spanische Inquisition und Verfolgung wäre dazumal auch unter denen angegangen, welche wider selbige ernstlich protestirt haben. Zum wenigsten wird ein christlich Gemüth solchen Blutrath, der der weltlichen Obrigkeit von denen, so sich des sanftmüthigen Jesu Diener genannt, gegeben worden, nicht ohne Betrübniß lesen können.“ Eine große Anzahl dieser Unglücklichen wurde ihrer Ketzerei wegen auch in der

Schweiz hingerichtet, „weil sie die Prediger nicht mit der Schrift überreden konnten.“ Petrus Datherius zu Genf schalt 1577 den Prinzen von Oranien einen Antichrist und Gottlosen, weil er die Wiedertäufer nicht alle verjagte. Die Wiedertäufer selbst klagten, „wie allein die Prediger blutdürstiglich auf ihr Leib und Leben drängen, daß man sie mit Feuer und Schwerdt verfolge und ausrotte.“ — Auf dem Colloquio zu Leuwarden klagte Peter von Cöln öffentlich, daß die Ursache der Verfolgung der Wiedertäufer von den Prädicanten herkomme. Man zwang diese Leute mit Gewalt, die Predigten anzuhören. — Dem David Joris (Georgi), welchen alle protestantischen Nüancen als „einen pestilenzischen Ketzer,“ ja mehr als einen Erzketzer verabscheuen, ging es noch nach seinem Tode sehr übel. Die Prediger zu Basel besorgten einen angeblichen Auszug aus seinen Schriften, welcher die schändlichsten Lästerungen enthielt. Dieser Auszug ward dem Ministerium und der Universität zu Basel und auswärtigen Collegien zur Beurtheilung übergeben. Man hielt demnächst über den vor 3 Jahren verstorbenen Joris Blutgericht, grub ihn wieder aus der Erde heraus, ließ ihn nebst seinen Schriften und einem Portrait durch den Henker unter den Galgen schleppen, und daselbst Alles zusammen verbrennen. Seine Nachkommen mußten hierauf öffentlich erscheinen, und die vorgelegten Artikel, welche man ihrem Vater Schuld gab, verfluchen und für gotteslästerlich erklären, hingegen die ihnen vom Pfarrer vorgesagten Lehrsätze nachsprechen

und die Kirche um Verzeihung bitten. Der Superintendent Sulzer, der hauptsächlichste Anstifter dieser Procedur, erwiderte auf die Bitten der Kinder und Schwäger des seligen Joris, daß man doch den Leichnam ruhen lassen möchte: „Wäre auch Christus in Person nach leibhaftig da, so müßte er dennoch brennen." Konnten da die Katholiken die Evangelischen nicht als Collegen freundlichst begrüßen, und ihnen jubelnd entgegen rufen: Tout comme chez nous! Surius (ein Katholik), in seinem Chronicon, hat auch nicht unterlassen zu bemerken: „Auf solche Weise könnte man leichtlich alle Ketzereien austilgen, aber dieses Gesetz würden die Zwinglischen Lehrer und dergleichen in ihren Schriften nicht leichtlich zulassen. Es sei die Strengigkeit des Urtheils anzumerken." Der Verfasser zwar und seines Gleichen, welche aus Gnaden katholisch seien, wüßten genugsam, daß man die Ketzer mit gutem Rechte ernstlich strafe. Aber dennoch, wenn der Pabst oder die katholische Obrigkeit solches thäten, wiesen die Schriften der Sectirer klar genug aus, wie herrlich Jene deshalb gelobt würden. Wenn aber die Zwinglianer und Lutheraner, oder Andere dergleichen die Ketzer straften, würde es als eine Tugend belobt? Wenn man nun noch an Servets durch Calvin betriebene Hinrichtung zu Genf und dieses Reformators prämeditirte Tendenz, den Servet aus dem Wege zu räumen *), denkt, so darf man wohl nicht behaupten, daß

*) Er schreibt, wie Hugo Grotius versichert, in einem Briefe:

eine der drei evangelischen Secten mit dem Katholicismus den Fanatismus und die Intoleranz sogleich abgestreift habe. Die Pariser Bluthochzeiten und die Ketzer-Executionen, mein guter Herr Bretschneider, hatten also wohl nicht in den Lehren der katholischen Kirche ihren Grund, sondern die Ursachen sind anderswo zu suchen, wohin Ihre sonst so fein sich geberdende Spürkraft nicht gedrungen ist. An einem andern Orte, wo er die Consequenzen aus solchen Zugeständnissen, die im Freiherrn von Sandau daraus gezogen werden müßten, nicht zu fürchten hat, (S. 42 seiner Schrift: die Theologie und Revolution) gesteht Herr Bretschneider auch ganz ehrlich die Raserei des Parteigeistes der Protestanten wider die Katholiken, wovon in ihm ein Stück zurückgeblieben ist, ein. Hier aber wird die Erinnerung daran mit den unrichtigen und ungenügenden Redensarten: Druck zeugt Gegendruck, Verfolgung gebiert Rachsucht, abgefertigt. — Als aber mit der zunehmenden allgemeinen Cultur auch die Rohheit der früheren Zeit sich abschliff, minderten sich auch, zumal seit dem westphälischen Frieden, die blutigen Beweise, welche der wahre Glaube unter allen Confessionen für seine Wahrheit gefordert hatte. Das letzte Autodafé in Spa-

---

Ich höre, daß Servet hierher kommen werde, mit mir zu conferiren. Ich aber werde mich bemühen, daß er, sofern ich bei der Obrigkeit etwas ausrichten kann, nicht wieder lebendig davon kommt. Deshalb sagt Grotius: der Antichrist sei nicht nur an der Tiber, sondern auch am Genfer See erschienen.

nien fiel nicht lange nach der Zeit, als Thomasius die Hexenprozesse, welche dem Verfahren gegen die Ketzer ganz gleich zu setzen sind, außer Credit zu bringen gewußt hatte. Allein die gegenseitige Intoleranz und confessionelle Feindseligkeit verlor sich darum weder unter den Katholiken, noch unter den Protestanten, und hat sich bis auf das neuste Beispiel, welches der Freiherr v. Sandau davon liefert, fortgesetzt. Wer daran zweifelt, daß Intoleranz und Fanatismus, auch nachdem die Hinrichtungen des Glaubens wegen unter den Protestanten aufgehört hatten, aus ihrer Mitte gewichen wären, der ist sehr übel berichtet *). Wer sich über die Verketzerungssucht und Sectirerei unter den Evangelischen belehren will, der studire z. B. nur die Geschichte der adiaphoristischen und interimistischen Händel und die Streitigkeiten zwischen Calvinisten und Lutheranern, wo theologische Zeloten mit einem Ingrimme auf einander los haderten, welcher nur in der Unmöglichkeit, handgreiflich zu werden, ein Hinderniß der Erneuerung der

*) Die Verbrennung des bekannten Tübinger Professor Strauß zu Wädenschweil in effigie ist das neueste Stück protestantischer Toleranz. Wir müssen dem Herrn Strauß diese Ehre schon gönnen, weil wir ihn nicht darum beneiden können. Man sollte übrigens einmal Herrn Bretschneider zu München, wegen seines Freiherrn v. Sandau, die gleiche Ehre wiederfahren lassen haben, alsdann würde ein Zetermordio ohne Gleichen unter uns erhoben werden. Ein in effigie von Protestanten gebratener Strauß macht aber kein sonderliches Aufsehn.

frühern Blut- und Marterſcenen fand. Ohne Thomaſius wäre eine Verfinſterung eingetreten, ruchloſer als die geſtürzte ältere. Was im Freiherrn v. Sandau den Katholiken, oder, wie ſich mit unendlicher Zweideutigkeit die neuen Antikatholiken ausdrücken, „der römiſchen Kirche“ *), an finſterem Parteihaſſe und blindem Verfolgungseifer gegen die Evangeliſchen Schuld gegeben wird, iſt kaum ein Schatten von dem, was im 16ten und 17ten Jahrhundert Evangeliſche unter einander ausgehn ließen, wobei man mit der Phraſe des Hrn. Bretſchneider: Druck zeugt Gegendruck, vollends nicht auskommt. Die jetzige gegenſeitige Erbitterung zwiſchen den Katholiken und den Evangeliſchen iſt wiederum ein Beweis, daß Intoleranz und Fanatismus auch dem 19ten Jahrhundert nicht fremd ſind. Man ſuche daher ihre Wurzel nicht in irgend einer der Confeſſionen, ſondern anderswo, nämlich in unſerer Hartherzigkeit, welche die Confeſſion zum Schilde wählt, um das böſe Wüthen auszulaſſen, worüber die Teufel ſich freuen. Der vom Herrn Bretſchneider gebrandmarkten Nachtmahlsbulle laſſen ſich dreiſt die am alljährlichen Reformationsfeſte in

*) Im „Heinrich und Antonio“ kannte der Hr. Bretſchneider dieſe von Röhr wieder gangbar gemachte Hinterthür noch nicht, denn da ſagt er S. 221 der erſten Auflage noch ganz ehrlich: Der ganze Zweck des Katholicismus iſt nicht die, Menſchen zu Gott wohlgefälligen und tugendhaften Menſchen ſondern zu folgſamen Dienern des Prieſterthums zu machen.

den evangelischen Kirchen gehaltenen Predigten entgegensetzen; diese Tage sind unsere grünen Donnerstage, die Seelsorger sind dann die Gegenpäbste, und es geht an ein Verwünschen der katholischen Kirche, welches nur durch den freiern Styl des 19ten Jahrhunderts von den Flüchen jener Bulle sich unterscheidet. Die Röhr'sche Predigt ist das neuste Specimen dieser evangelischen Verwünschungsergüsse *). Wer den Eid, den noch vor einem Jahre die Königin von England zu leisten hatte, worin sie den Glauben Eduard des Bekenners, den sie schwerlich kennen wird, für Götzendienst erklären mußte, der wird nicht anstehn zuzugeben, daß auch die Evangelischen urkundliche, verfassungsmäßige Pendants zur Fluchbulle aufweisen können. Im ganzen Fürstenthum Halberstadt ist bis heute ein Gesangbuch im Gebrauch, worin Gesänge befindlich sind, in denen der Teufel, der Antichrist, der Pabst und die Türken in eine Classe gesetzt werden, und worin gebeten wird, Gott wolle die Singenden vor diesen Unholden bewahren. In andern Landestheilen werden sich dergleichen nach christlicher Liebe gegen die Katholiken duftende Curiosa wohl auch finden. Es ist zu wetten, mancher Prediger möchte solche Lieder gar

*) Wie sehr hier oft öffentliches Aergerniß gegeben sein mag, beweisen wiederholte, dergleichen verbietende Regierungs-Erlasse, deren neuester die am 30. Januar 1839 zu Dresden erschienene Verordnung wegen Feier des sächs. Reformationsfestes ist, welche sich in obiger Beziehung zu den evangelischen Predigern nicht viel Gutes versichert.

gern anſtimmen laſſen und ſich weidlich an der von der ganzen Gemeinde hinausgeſungenen Verwünſchung des heiligen Vaters erfreuen. —

Auch die übelwollende und hämiſch erfundene Doctrin, welche Herr Bretſchneider der katholiſchen Prieſterſchaft, um ihr Anſehn auszubreiten, unterſchiebt, indem er behauptet, ſie mache ſich der conſervativen Partei im Staate dadurch unentbehrlich, daß ſie den Glauben predige: „Die Throne der Fürſten und die Ritterſtühle der Edelleute ruhen auf dem Altare, auf dem Anſehen der Prieſter über den großen Haufen," (S. 9 und 200) auch dieſe Doctrin, ſo wie die verwandte S. 83: „Wenn unſere Prieſter von der Kirche reden, ſo haben ſie meiſtens nur ſich ſelbſt im Gedanken," iſt, wenn ſie bei dem katholiſche Klerus wirklich Statt finden ſollte, gar nicht dieſem ausſchließlich eigen, ſondern iſt auch beim proteſtantiſchen Klerus und unter heidniſchen Prieſtern ſtark im Schwunge geweſen und iſt es noch. Die kirchliche Orthodoxie der Proteſtanten lehrte bekanntlich vor 150 Jahren, daß Alles, was von den weltlichen Fürſten komme, unmittelbar von Gott komme *), damit die Fürſten gnädigſt für die Kirche ſorgen möchten, welche eine dem

*) Der Fall, welchen Carl Adolph Menzel in ſeinem Geſchichtswerke erzählt, „wo noch ein lutheriſcher Prediger ſich gegen ſeinen Fürſten brieflich erbot, auf allen Vieren nach Hauſe zu kriechen, um nur nicht in den Verdacht widergeſetzlicher Geſinnungen zu gerathen, originirt vermuthlich aus jener Doctrin.

Beginnen der Regenten so heilsame Lehre verbreitete. Sehr übel erging es Thomasius, als er auch hiergegen seine Stimme laut werden ließ und erklärte, daß es eine unverständige Sache sei, seine Religion hohen Potentaten wegen der zeitlichen Interessen zu recommandiren: aus dem Umstande, daß die christliche Religion dem gemeinen Wohle förderlich sei, folge noch nicht, daß sie den zeitlichen Nutzen großer Herren an und für sich selbst befördere; die wahre Religion ziele nur auf das ewige Wohl: dieses aber hänge mit dem zeitlichen nicht nothwendig zusammen, zu geschweigen, daß das zeitliche Interesse so ein wächsernes Wort sei, daß sich solches nach eines Jeden Meinung gar leicht drehen und formiren lasse. Die Schrift, worin Thomasius so majestäts-verbrecherische Aeußerungen gethan hatte, wurde in Copenhagen verbrannt. Also auch im Protestantismus gebrauchte man Religion und Priestereinfluß, um das Volk zu bändigen und zu gängeln, und die Klerisei suchte durch ihren Servilismus ihrerseits unter dem Protectorate der Fürsten ihre eigenen eigennützigen Zwecke zu verfolgen! Auch Hr. Bretschneider räumt so etwas S. 200 und in seiner Schrift „Die Theologie und Revolution" verblümt ein, und es ist auffallend, daß die Bretschneider'sche Tendenz, welche hier und auch bei dem Seitenblicke auf das Verfahren der preuß. Regierung gegen die Altlutheraner (S. 117.) *) gerichtet ist und derselben vorwirft, an der

*) Um eine Hinterthür zu haben, ist diese Phrase dem nichtswürdigen Cyriax in den Mund gelegt.

Durchlöcherung der Bundesacte mit Schuld zu sein, in der offiziellen Zeitung hat Anerkennung finden können, welche durch dergleichen Anspielungen sich doch auf das Schwerste hätte gekränkt fühlen müssen, zumal die Aristokratie, welche er in den Ländern dieses Staates so wirksam sein läßt, sich mit angegriffen fühlen mußte, um so mehr, da preußische Cavaliere geschildert werden, welche fürwahr keine Blumen der Ritterschaft sind. Allein im Allgemeinen trägt er doch gegen Preußen eine zarte Scheu und will es mit diesem Staate keineswegs verderben, was er von Baiern gleichmüthig erwarten zu können scheint. Es ist in der That unbegreiflich, wie Herr Bretschneider dem Görres seine Stachelreden gegen Preußen als ein entsetzliches Majestäts-Verbrechen anrechnet und sich selbst nicht entblödet, im entgegengesetzten Sinne einen Staat herabzustellen, der dem Gebiete seines eigenen Landesherrn benachbart und mit letzterem verbündet ist, und wie er dabei so ganz und gar nicht fühlt, daß er bei diesem Beginnen nur den Splitter in des Bruders Auge sieht, ohne den Balken im eigenen gewahr zu werden. — Es wird im Freiherrn von Sandau ein ungemeines Gewicht auf den Umstand gelegt, daß einzelne päbstliche Verordnungen einander widersprechen und aufheben, und daraus ein erhebliches Argument gegen die Weisheit dieser Verordnungen hergeleitet; namentlich geschieht solches bei den Bullen, wodurch Clemens XIV. den Orden der Jesuiten aufhob und wodurch Pius VII. solchen wieder herstellte. Das breve **Dominus ac re-**

demptor, durch welches der Orden aufgehoben wurde, ist, wie Jedermann weiß, durch die Gewalt der Umstände dem Pabste Clemens XIV. abgedrungen und ohne Zuziehung der Cardinäle erlassen. Alle Höfe verlangten die Vernichtung des Ordens und waren meistens schon de facto mit der vom Pabste verlangten Maßregel vorgeschritten. Als Ganganelli noch Staatssekretär war, sagte er in Bezug hierauf bereits unablässig: „Will man den römischen Hof nicht von seiner Höhe herabstürzen sehen, so muß man sich mit den Fürsten aussöhnen, denn ihre Arme reichen über ihre Gränzen hinaus und ihre Macht überfliegt die Alpen und Pyrenäen." Nachdem er Pabst geworden, brachte er selbst die Grundsätze der Nachtmahlsbulle zum Opfer. Vergeblich. „Ich bin," sprach er, „der Vater der Gläubigen, vornämlich der Geistlichen, ich darf einen berühmten Orden nicht aufheben, ohne Gründe zu haben, welche mich vor der Welt und vor Gott rechtfertigen." Erst nach Jahre langen vergeblichen Unterhandlungen entschloß sich Clemens XIV., welcher mit Recht nach den früheren Gewaltstreichen neue fürchtete, in die Aufhebung des Ordens zu willigen. Nützlich war unter den damaligen Zeitumständen die Aufhebung jedenfalls, ja sie war nothwendig, wenn nicht noch größere Uebel entstehen sollten; sie war der Preis für den Fortbestand des päbstlichen Ansehens überhaupt. Selbst Schriftsteller, wie Heeren und Rotteck, Feinde alles Ultramontanismus, geben zu, daß Clemens nothgedrungen den schweren Schritt that. Eine

unbefangene Forſchung hat auch längſt das Reſultat gefunden, daß die vielen Verbrechen und nichtswürdigen Tendenzen, welche man dem Orden andichtet und welche von denjenigen erfunden wurden, die ſich mit ſeinen Schätzen zu bereichern gedachten, faſt alle unerweislich ſind. Daß Herr Bretſchneider dieſe Fabel, wie ſo manches Andere, noch ſteif und feſt glaubt, kann derſelben keine größere Glaubwürdigkeit verſchaffen, denn wir haben nun allmählig die Bemerkung gemacht, daß, wenn Herr Bretſchneider etwas anführt, man ſolches niemals auf ſein Wort hin glauben darf, ſondern der Sache weiter nachforſchen muß und dann gewöhnlich findet, daß ſich Alles, was er vorbringt, anders verhält. Möge er unter Anderm nur leſen, was Raumer Bd. III. S. 315 ſeiner „Geſchichte Europas ſeit dem 15ten Jahrhundert" ſagt; dort wird er auch den Nachweis finden, daß das Inſtitut des Ordens niemals eine ſchlaffe, laxe Sittenlehre, oder gar verbrecheriſche Abſichten ausgeſprochen und anerkannt, vielmehr dieſe, namentlich die Lehre vom erlaubten Königsmorde, ſchlechthin verdammt hat. Heeren ſtellt ſehr in Frage: ob man wohl daran gethan habe, die Aufhebung des Ordens zu verlangen und zu vollziehen. Herr Bretſchneider iſt in ſeiner Anſicht noch nicht weiter gekommen, als die vor etlichen 60 Jahren Statt findende parteiiſche Zeitmeinung ſich ausſprach. Ihm iſt der Fall der Jeſuiten ein Triumph der Philoſophie. Weß Geiſteskind aber dieſe Philoſophie iſt, haben wir oben angedeutet. Weit richtiger und verſtändiger

ſah Preußen die Sache an, welches die Jeſuiten einſtweilen nicht entbehren zu können meinte und erſt weit ſpäter das päbſtliche Breve zur Ausführung brachte, ein Zeichen, wie wenig es die vorgeſpiegelte Beſorgniß anderer Mächte vor den angeblichen Uebergriffen des Ordens theilte. Kann man es, wenn man ſich dieſen Stand der Dinge gemerkt hat, wohl befremdend finden, wenn der Pabſt den Orden der Jeſuiten, welcher ja hauptſächlich ſein Anſehn aufrecht zu halten ſich zur Aufgabe macht, wiederherſtellte? Welche Herrſchaft wird nicht die treu und bewährt gefundenen Diener, wenn eine frevelnde Gewalt ſie nöthigte, dieſelben zu entlaſſen, ſofort wieder an- und aufnehmen, ſobald der durch jene Gewalt geübte Zwang aufhört? Bei der Reſtauration nach der großen Zwingherrſchaft, welche Napoleon in ganz Europa geübt hatte, würde man es als eine Schande betrachtet haben, dieſen Grundſätzen zu huldigen. Nicht anders verfuhr Pius VII. Das Gleiche thaten andere reſtaurirte Potentaten, weil es natürlich iſt. Herr Bretſchneider findet es aber immer abſonderlich und ſchmählich, wenn die katholiſche Kirche auch einmal etwas thut, was ihr frommt und ſie gegen die Attaken des Rationalismus in Schutz ſetzt. Einen ähnlichen Werth haben andere Beiſpiele der Art, welche Herr Bretſchneider von einander aufhebenden Dekreten der Päbſte anführen läßt. Daß Clemens V. ſeines Vorgängers feindſelige Beſtimmungen gegen den König von Frankreich aufhob, hatte ſeinen ſehr erklärlichen Grund darin, daß Philipp ihn ganz in ſeiner Ge-

walt hatte und dergleichen Befehle diktiren konnte. Abgesehen aber auch von diesem Allen, so fehlt es noch durchaus an dem Beweise, daß die Aufhebung eines frühern Erlasses zu der Alternative führe: entweder habe der alte oder neue Erlaß einen Fehler gehabt oder einen solchen noch. Wer ist infallibel, wenn es nicht Gott ist, und gleichwohl gab er ein neues Testament, welches das alte aufhob, indem es dasselbe erfüllte. Dasselbe ist mit unzähligen andern Fügungen Gottes der Fall, und noch Niemand, als etwa einem hochmüthigen Vernunftgläubigen, ist eingefallen, an solchen Erscheinungen zu deuteln, um Gottes Consequenz gegen den Vorwurf anscheinenden Widerspruchs in seinen Anordnungen zu retten. Steigen wir aber auf die Erde herab unter die Menschenkinder, da erneuert sich die Erscheinung tagtäglich, daß eine Anordnung, welche längere oder kürzere Zeit bestand, zweckmäßig aufgehoben, ja selbst später wieder hergestellt werden kann, ohne daß man denjenigen, der Alles dieses ausgehen läßt, des Widerspruchs mit sich selber beschuldigt. Herr Bretschneider, welcher sich doch mehrfach mit der bedeutsamen Physiognomie des Staatsmannes in das Publikum gewagt hat, sollte doch so viel Reminiscenzen aus der Staats-Rechtsgeschichte aller Nationen gegenwärtig haben, daß er bei den Päbsten nicht auffallend findet, was überall und täglich ohne Aufsehn geschieht. Aber weil es in den Augen eines Befangnen dazu dienen kann, den Katholicismus, welcher auf die päbstlichen Erlasse mit begründet ist, zu schaden, wird dieses unschuldige

Verhältniß hier an die große Glocke geſchlagen, daß es in den Köpfen fortſummt und eine Freude entſteht unter allen Böswilligen, weil man einen ungeheuern Makel entdeckt hat in dem Thun und Treiben der verhaßten katholiſchen Kirche, deren Weſen mit aufrichtigem Ernſt und unbefangener Anſicht kennen zu lernen noch niemals einem aller dieſer öffentlichen Schreihälſe eingefallen iſt. Alle ſolche und andere Conſequenzmachereien, mein liebſter Herr Bretſchneider, führen die Leute irre und ſind böſer Dunſt, welcher die Gemüther verrückt. Was meinen Sie, wenn Ihr Landesherr, nachdem er 206. Auguſtens v. Sandau rührendes Geſalbader geleſen:

> „Seit ich ſie geſchaut habe, die zahlloſen Schaaren der Welten Gottes, die weiten Gefilde der Unſterblichkeit, ſo habe ich auch erkannt, daß keines ſterblichen Prieſters Spruch, Gebet und Salbung mir des Himmels Thore aufthun kann *), ſondern daß ich, wie Chriſtus am Kreuze, meinen Geiſt in die Hände des alliebenden Schöpfers befehlen muß,“ womit ungefähr, was S. 34 u. 35 gefaſelt worden, in eine Kategorie gehört —

die Conſequenz ziehen wollte? Im Grunde ſcheinen mir hiernach die Prieſter überhaupt nicht mehr erforderlich zu

*) Im XIV. Capitel des „Heinrich und Antonio“ wird der Eindruck des geſtirnten Himmels mit dem eines Kirchengewölbes und eines Prieſters am Altare in ähnlicher Weiſe verglichen.

ſein, denn wenn ich Veranſtaltung treffe, daß meine getreuen Unterthanen die berühmte Sternwarte auf meinem Seeberge beſuchen, welche ohnehin das ganze VIII. Capitel vom Freiherrn von Sandau geliefert haben mag, ſo werden ſie ihrer Seligkeit gewiſſer ſein, als wenn ich ſie zu den Predigern in die Kirchen gehen laſſe, die mir und dem Lande nebſt ihren Geiſtlichen entſetzlich vieles Geld koſten. Ich werde alſo von morgen an dem Herrn Bretſchneider ſeine Einnahme als Geiſtlicher einziehn, denn da die Idee von ihm ausgeht, ſo wird er mit Freuden zur Ausführung der von ihm angeregten Idee die Hand bieten. Ich werde ihm einige Stipendien verleihen, damit er ſich noch etwas Aſtronomie aneigne, womit es ja ſo halbwege zu gehn ſcheint, und dann mag er auf dem Seeberg meinen getreuen Unterthanen die Gefilde der Unſterblichkeit öffnen und ſie in die zahlloſen Schaaren der Welten Gottes einführen u. ſ. w.

Dergleichen Folgerungen würde Herr Bretſchneider ſchwerlich geſtatten, und auch wir ſelbſt nicht, weil uns alsdann die Freude entgehen würde, die tolle Senſation beobachten zu können, welche die Fortſetzung der Materie des Freiherrn von Sandau, die unfehlbar erfolgen dürfte, in den deutſchen Gauen verbreiten muß. — Abgeſehn aber von dieſem Allen, kann Herr Bretſchneider nur auf die eben mitgetheilte vortreffliche Stelle verwieſen werden, um ſich zu überzeugen, daß die katholiſche Kirche gar nicht dieſe allgemeine und durchgängige Infallibilität der Päbſte ſtatuirt, welche der Pater Cyriax ihnen zuſchreiben will.

Es ist unglaublich zu lesen, wie erfindungsreich mit Anschuldigungen wider die katholische Kirche Herr Bretschneider ist. Sogar die große Anzahl der unehelichen Geburten in München schreibt er auf ihre Rechnung, ohne daran zu denken, daß in München eine bedeutende Accouchent-Anstalt sich befindet, welche die aus einem großen Theile des Landes in die Stadt kommenden außerehelich Geschwächten aufnimmt, deren Geburten, weil in München erfolgt, unter die dort gebornen Kinder mit gerechnet werden. Auch hätte Herr Bretschneider wohl erwägen können, daß die geringe Anzahl unehelicher Geburten noch gar kein Beweis für eine größere Moralität ist; das geringere Verhältniß derselben in dem evangelischen Berlin und dem anglikanischen London sind sogar ein Beweis für das Gegentheil, denn bei einem hohen Grade ausschweifenden Lebens erfolgen bekanntlich keine Geburten, und die künstlich verhinderten können natürlich nicht in die Liste der Gebornen gesetzt werden. Die wegen ihrer Sitteneinfalt und Reinheit lange bewährt gewesene Schweiz hat seit Jahrhunderten vorzüglich in den von Evangelischen bewohnten Theilen den verrufenen Kiltgang gehabt. Die Klagen Luthers über Völlerei und Trunk, welche Laster je länger (d. h. gleichzeitig mit Ausbreitung der Reformation) je gemeiner wurden, gelten auch noch heute, vorzugsweise aber vom protestantischen Deutschland, „wo der Teufel des deutschen Volkes, welcher (wohl nun nicht mehr) ein guter Weinschlauch (vielmehr ein abscheuliches Schnapsfaß) sein

wird, und welcher Sauf heißt," seinen Wohnsitz genommen zu haben scheint, und wo die Branntweinpest am meisten verbreitet ist. Hiervon wird aber, wie von so vielen Andern, was uns die Katholiken, deren Demoralisation wir tadeln, entgegnen könnten, nichts vermeldet. Wir sind in Gotha gewesen, wir haben in München uns aufgehalten. Allein die angeblich sittenlosen Münchner haben bei den Protestanten ein weit freundlicheres Bild hinterlassen, als die krähwinklichen Gothaer, von denen noch neuerlich der Komet ein nicht schmeichelhaftes Porträt lieferte. Wir wollen hiermit keineswegs die Gothaer herabsetzen, sondern nur dem unsinnigen Benehmen des Herrn v. Steinheim entgegen treten, welcher niemals mit den liebenswürdigen Altbaiern zusammen gekommen zu sein scheint. Auf uns haben Land und Leute einen so vortheilhaften Eindruck gemacht, daß wir, wenn unsere Verhältnisse solches gestatteten, nirgends anders als in das schöne Baierland ziehen und vorzugsweise in dem gastlichen, freundlichen, von lieben Leuten bewohnten München unsern Wohnsitz aufschlagen würden, und sollte es auch nur sein, um dem originellen Clemens v. Brentano nahe zu sein, welcher von Herrn Bretschneider durch die Anspielung auf die alle Freitage blutenden Wunden der Nonnen zu Dülmen im Freiherrn v. Sandau auch sein Theil empfängt. Hätte Herr Bretschneider sein Fernrohr, mit welchem er an dem entlegenen Himmel die Wunder Gottes mühsam mit Hilfe einer Arithmetik, deren Zahlenresultate gar keinen faßbaren

Begriff geben·, zuſammenbuchſtabirt, auch in die nahen Tiefen der menſchlichen Pſyche gerichtet, ſo würde er nach ganz andere Wunder geſchaut haben: die Wunder des Geiſtes, vor welchen alle körperlichen Unbegreiflichkeiten in den Hintergrund zurücktreten müſſen. Ein Rationaliſt aber freilich hat von ſolchen Dingen nur Vorſtellungen wie der Blinde von der Farbe. Er kann aber die Betrachtungen der ehemaligen Nonne von Dülmen nicht geleſen haben, ſonſt würde dieſe Erſcheinung doch wohl ſeine ſonſtige Lernbegierde und die Allenthalbenheit ſeiner Spürkraft mehr in Anſpruch genommen haben, als die verächtliche Phraſe beweiſt, in welcher er dieſe merkwürdige Perſon erwähnt. Er würde, wenn er dieſen und unzähligen andern Erſcheinungen der Art, gründlich und rechtſchaffen, wovon er ſich ſo gern die Miene gibt, nachgeforſcht hätte, gefunden haben, daß es noch eine andere Art des Schauens gebe, als das Hellſehn des Rationalismus, dem es überall licht vorkommt, weil er überall nur zwei Schritt weit ſieht und die erſt weiterhin beginnende Dunkelheit der verborgenen Umgebungen, ganz bei Seite läßt, auch, um ſich den unbequemen Gedanken daran zu entſchlagen, Letztere ſchlecht wegläugnet. Es gehört überhaupt zu den Künſten des Rationalismus, Alles, womit derſelbe nicht fertig werden kann (und das iſt Mancherlei, weil ſeine zwei Finger breite Einſicht nicht gar zu weit vom Ausgangspunkte Halt machen muß, wenn ſie in ihrer lichten Sphäre umherſpeculirt), ganz frech weg für erlogen und für einen Betrug zu

erklären. Mit der Nonne zu Dülmen geht das nun aber leider nicht an, denn diese ist von andern Majestäten, als Herr Bretschneider, probat gefunden; sie hat die Untersuchungen der französischen und preußischen Behörden ausgehalten, und an ihr ist nichts Unlauteres gefunden worden. Was hatte es aber mit der Nonne zu Dülmen für eine Bewandtniß? Sie war, was Herr Bretschneider freilich nie werden wird, ekstatisch, und schaute in ihren Verzückungen, ein rückwärts gekehrter Prophet, den Verlauf des ganzen Lebens Christi wie in leiblicher Gegenwart und als ob aller Zeitunterschied zwischen damals und jetzt völlig negirt wäre. Wir sind so glücklich gewesen, den Mann, welcher fünf Jahre lang diese Seherin fast täglich beobachtete und in einigen achtzig Heften, mit accurateſter Gründlichkeit, Tagebücher über seine Beobachtungen und die Geschichte der Emmerich führte, vielfach über dieses Wunder sprechen und auf vorgelegte Zweifel Antwort ertheilen zu hören. Wir sind von ihm gewürdigt, Bruchstücke seiner Beobachtungen mitgetheilt zu erhalten, und haben andere gelehrte und einsichtsvolle Leute, deren Einsicht uns mindestens so viel gilt, als die des Herrn Bretschneider, über den Gegenstand urtheilen hören und dadurch eine sehr genaue Kunde über diese Erscheinung erhalten. Mit den Anschauungen der Emmerich war, wie bei so vielen Ekstatischen, das innigste Mitgefühl und das unbewußte, plastische und mimische Nachbilden der vor ihrem innern Auge vorübergehenden Leiden verbunden. In der Betrachtung der unsaglichen

Schmerzen, welche der Erlöser in der Passion erdulden mußte, bildeten sich sympathisch die äußern Zeichen dieser Leiden an ihrem eigenen Körper ab; daher die Blutungen aus zahllosen Wunden am Kopfe, welche den Eindrücken einer Dornenkrone glichen, an jeglichem Freitage, wo das Sterben des Heilandes der Welt regelmäßig in den Gesichtskreis ihrer Anschauungen trat. Die Emmerich ist todt, und an ihr daher die Richtigkeit dieses Phänomens nicht mehr zu prüfen. Allein Herr Bretschneider bemühe sich nur nach Tyrol, wo er mehrere Ekstatische finden wird, an denen er ein Gleiches beobachten kann. Keine Weimarische und Gothaische Predigt, und wenn alle Mittel der Rührung darin erschöpft sein sollten, wird je die Andachtsthränen hervorbringen, und also des innersten Gemüthes Tiefen erregen und die Schleußen verborgener Empfindungen aufziehen, welche unaufhaltsam hervorfluthen, als wir solches erfuhren, da wir zu Kaltern am Lager des Edelfräuleins Maria v. Mörtl standen, welche ähnliche Erscheinungen als die Nonne zu Dülmen darbietet. Eine halbe Stunde an dieser Stelle ersetzt ganze Folianten Bretschneider'scher Weisheit, indem sie lehrt, daß diese Weisheit in einem sehr oberflächlichen Diesseits radicirt ist, und ihre entsetzlich langen Wurzeln keineswegs hinunter gehen in die Tiefe, sondern unter der dünnen Decke, welche sie kaum dem Auge verbirgt, sich labyrinthisch und in lauter Zirkeln umherschlängeln. Wir haben vor, unsere Wahrnehmungen zu Kaltern dem Publikum zu übergeben, und dann mag Herr Bretschneider,

bis er ſelbſt ſich eines Beſſern an Ort und Stelle belehren laſſen will, darüber nach Herzensluſt herfallen. Thatſachen laſſen ſich vom Raiſonnement nicht todt ſchlagen. Wir wiſſen, was wir in Tyrol geſchaut, empfunden und erfahren haben, ein Gothaiſcher oder Weimariſcher Wind bläſt ein ſolches Reſultat uns aus dem Schatze unſerer Errungenſchaften nicht hinweg. So viel, um auch die völlige Ungehörigkeit des höhniſchen Seitenblickes auf die Dulderin von Dülmen darzuthun. Es iſt ein Unterſchied, an der Quelle mit Behaglichkeit Gothaiſche Gänſeleber-Paſteten zu verzehren und dabei denkgläubige Betrachtungen anzuſtellen, und vor den Wundern der Gegenwart betroffen ſtill ſtehen, und das der Eitelkeit des Wiſſens ſo wehe thuende Geſtändniß ablegen zu müſſen, daß hier der Verſtand Halt machen und ſeine Promenaden auf den wohl unterhaltenen Pfaden der Gewöhnlichkeit nicht auf ein ſolches Gebiet verlegen kann. Dieſer Götzendienſt mit philoſophiſchem Geſchwätze, welches ſich als theologiſcher Scharfſinn breit macht, predigt Duldſamkeit nur für dasjenige, was ihm als richtig erſcheint (und das iſt nicht viel!), wird aber wild, verfolgungsſüchtig über das Unbedeutendſte, ſobald es ſeinen Anſichten und Meinungen widerſpricht. —

Die Berufung auf die Concilien zu Piſa, Coſtnitz und Baſel, ſo wie nachmals auf die Bad-Emſer-Punctation, die den Primat des Pabſtes vernichtet haben ſollen, iſt auch nach der gewöhnlichen Manier alſo begründet, daß der nicht Sachkundige über jene Oppoſitionen

ganz unrichtige Vorstellungen fassen muß. Das Concilium zu Pisa war kein allgemeines, und was dort beschlossen ward, dürfte nicht viel releviren. Dagegen hat es seine Richtigkeit, daß die Costnitzer Synode gleich von vorn herein decretirte, eine allgemeine Synode stehe über dem Pabste, und daß dieser Ausspruch das s. g. Episcopalsystem begründete, wodurch man im Gegensatze des erst auf die pseudo-isidorischen Decrete gegründeten Primates des Pabstes (Papalsystem) die allerälteste Einrichtung wieder einführen wollte. Das Charakteristische dieses Systems bestand darin, daß die Fülle der Kirchengewalt in der allgemeinen Synode sei, ein jeder Bischoff aber die vollständige Kirchengewalt in seiner Diöcese habe. Dabei erklärte die Synode, was Herr Bretschneider nicht anführt, den römischen Primat bei der allgemeinen Kirchenregierung für so nothwendig, daß sie nicht eher zu der beabsichtigten Kirchenreformation schreiten wollte, als bis nach erfolgter Aufhebung der Kirchentrennung wieder ein neuer, allgemeiner Pabst gewählt sein würde. Durch diese Maßregel ward die Kirchenverbesserung auf diesem Concilium vereitelt, da es die Synode nicht angemessen erachtete, sich mit dem neuen Pabste in einen Kampf über die zu hebenden Mißbräuche zu verwickeln. Die Baseler Synode machte nun freilich Anwendung von den Costnitzer Beschlüssen und faßte eine Reihe Beschlüsse, durch welche die Ausübung der päbstlichen Primatialrechte wesentlich beschränkt, außerdem auch Manches reformirt ward.

Ob das Concilium ſich werde geltend machen können, hing nun davon ab, ob die einzelnen Staaten ſeine Partei ergreifen würden, weil ohne ihre Mitwirkung das Concilium nicht im Stande war, ſeine Decrete durchzuſetzen, wie es denn auch nicht die allgemeine Meinung war, ohne päbſtliche Genehmigung neue Kirchengeſetze zu machen. Einzelne Staaten acceptirten zwar die Decrete als allgemein geltende Kirchengeſetze, und nöthigten dem Pabſte deren Anerkennung als giltige Geſetze ihrer Landeskirchen ab. Allein die ſpätern Päbſte wußten, wie Herr Bretſchneider auch deutlicher zu erwähnen nicht für gut befunden, jene Anerkenntniſſe durch die ſ. g. Concordate zu beſeitigen, und das frühere Verhältniß, (wie auch ſtillſchweigend das Primat des Pabſtes überall längſt wieder anerkannt war), wenigſtens größtentheils wieder herzuſtellen, ſo daß Leo X. auf einem 1512—17 zu Rom gehaltenen, angeblich allgemeinen Concilium, ohne dabei von irgend einer Seite proteſtatoriſchen Widerſpruch zu erfahren, die Decrete über die Autorität der allgemeinen Synoden wieder aufheben laſſen konnte. Melanchthon ſelbſt erklärte daher bei den Schmalkaldiſchen Artikeln, dem Pabſte könne (freilich „si evangelium admitteret“) zum allgemeinen Frieden und Beruhigung der Chriſtenheit, welche unter ihm ſteht und künftig unter ihm ſtehen wird, die Superiorität über die Biſchöfe, wie er ſolche ſchon beſitzt, auch nach menſchlichen Rechten zugeſtanden werden. Wenn man auch dieſen Act und den ruhigen Beſitz der Primatialrechte

nicht gelten lassen will, so ist doch die Aufhebung der zu Basel über die Beschränkung des päbstlichen Primates gegebenen Decrete durch das Tridentinische Concil de facto erfolgt, welches in Italien, Portugal, Spanien und Polen unbedingte Aufnahme fand und nur in Belgien und Frankreich Widerspruch erfuhr, der allmälig in stillschweigende Billigung der Hauptsache überging, während Deutschland sich schweigend fügte. Man darf nur die Geschichte des Concils beim Pallaricini und selbst dem keineswegs dem Papalsystem huldigendem Sarpi nachlesen, um die vollständige Ueberzeugung zu gewinnen, daß das Concil, welches ja Alles, womit es nicht fertig werden konnte, dem Pabste anheimstellte, ungeachtet mancherlei Widerspruches und Streites bei allen einzelnen Bestimmungen, thatsächlich seine und die Abhängigkeit der Bischöfe vom Pabste anerkannte, welcher bei der Bestätigung alle Commentarien, Scholien und Glossen über die Beschlüsse der Synode verbot und sich allein deren Erklärung vorbehielt. Wenn nun die Bischöfe die Bekanntmachung und Anwendung der Concilienbeschlüsse zu denen, welche von der Bestätigungsformel nicht zu trennen sind, wie bekannt ist, allenthalben ohne Widerspruch geschehen ließen, so hatten sie damit wiederum durch einen unzweifelhaften Act das Primat des römischen Stuhles wiederholt anerkannt. Einen gleichen Werth, als die aus den Concilien zu Pisa, Costnitz und Basel hergeleiteten Beweise wider das Primat des Pabstes hat die Berufung auf die Bad-Emser-Punctation.

Als der genialſte aller modernen Sophiſten, der gefeierte Verfaſſer der neuen Heloiſe, mit Vernichtung alles hiſtoriſchen Reſpectes den Staat auf eine Grundlage errichtet hatte, auf welcher niemals einer geruhet hat, noch jemals ruhen wird, da ſchwoll die Wuth des nachgeſtümperten Raiſonnements über die Welt herein und erzeugte Theorien, welche den ſchneidendſten Contraſt mit dem bildeten, was man in der Wirklichkeit erblickte. Die Folgen entwickelten ſich ſchnell, als Joſeph II., Zögling jener Theorien, mit ſeiner erhabenen Mutter die Herrſchaft zu theilen begann. Ohne alle Achtung für Rechte, unerſättlich nach Experimenten ſeiner neuen Weisheit, unerſchöpflich in Projecten zu denſelben und raſtlos thätig, auch mit der Eitelkeit ſich geltend machen zu wollen behaftet, ging er raſch vor in ſeinem Vorhaben, die Welt zu reformiren. Als Maria Thereſia geſtorben, kannte dieſe Nichtachtung des Beſtehenden und die Willkür in Niedertretung wohlerworbener Rechte keine Gränzen bei dem Kaiſer. Auf die Aenderung der kirchlichen Verhältniſſe fiel vornämlich ſein Meinungsgrimm. Der Voltairianismus und Rouſſeau's ſchimmernde Theorien hatten auch den Klerus vorbereitet, welcher ſich im verkehrten Wahne von dieſen Irrlichtern eine Welterleuchtung verſprach. Der Trierſche Weihbiſchof von Hontheim hatte das durch die Baſeler Synode begründete Episcopalſyſtem unter dem Namen Juſtinus Febronius noch ſchärfer und vollſtändiger bereits 1763 entwickelt. Die Oeſterreicher Rieger und Eybel gingen unter Joſephs Aegide noch

weiter, und so fand Letzterer im größeren Theile des katholischen Deutschlands die öffentliche Meinung bereits zu seinem Gunsten vorbereitet und mannigfach beifälligen Anklang, als er es unternahm, die Rechte des Pabstes in seinen Erbländern und wo möglich in ganz Deutschland zu beschränken. Zunächst suchte er seine österreichischen Bischöfe von Jenem unabhängiger zu machen, er verbot dem geistlichen Orden die Communication mit auswärtigen Obern und bestimmte, daß keine päbstliche Verfügung eher publicirt werden solle, als bis sie das placetum regium erhalten. Die deutschen Bischöfe forderte er in einem S. 343. des XX. Bandes der deutschen Staatscanzellei von Reuß abgedruckten Schreiben vom 12. Octbr. 1785, als Reichsoberhaupt die Erzbischöfe (zu Mainz, Trier, Cöln und Salzburg) im Reiche auf, ihre und der übrigen Bischöfe widerrechtlich (?) entzogenen Rechte im Verhältnisse gegen den Pabst geltend zu machen. Die Erzbischöfe beriethen über diese Proposition, und ihre Gesandten vereinbarten sich unter dem 25. Aug. 1786 zu Bad Ems über eine Punctation, welche S. 303 Bd. XXI. der gedachten Staatscanzellei zu lesen ist. Ungeachtet der kirchenrevolutionären Tendenzen, welche in diesem Actenstücke enthalten sind, kommen doch auch Aeußerungen wie folgende war, die man kaum erwarten sollte, wenn man Herr Bretschneider's Freude über diese Punctation erwägt: „Der römische Pabst ist und bleibt zwar immer der Oberaufseher und Primas der ganzen Kirche, der Mittelpunkt der Einigkeit und ist von Gott mit der hierzu

erforderlichen Jurisdiction verſehen. Alle Katholiken müſſen ihm den kanoniſchen Gehorſam mit aller Ehrerbietung leiſten. Aber andere Reſervationen ꝛc. —"

Der Biſchof von Speier proteſtirte gleich anfangs gegen ſolchen, ohne Zuziehung der Biſchöfe gehaltenen Congreß, und erklärte ſich, daß er zwar mit mehreren Punkten einverſtanden ſei, daß aber, um den Zweck zu erreichen, einzig der Weg zu gütlichen Verhandlungen und Vorſtellungen beim römiſchen Hofe eingeſchlagen werden möge, wie der Kaiſer 1769 „ſelbſt angerathen," und welche „die kaiſerliche Wahlkapitulation" dem Kaiſer ſelbſt vorzeichne, „und da der vom göttlichen Stifter unſerer Religion eingeſetzte Primat von allen Katholiken ſowohl als den Biſchöfen anerkannt wird, ſo meine ich, daß die demſelben gebührende Rückſicht immer erſt vorzüglich dieſen Weg annehmlich machen ſollte." Ferner: „Gleichwie der Beſitz*) eines jeden Privatmannes allen natürlichen und poſitiven Geſetzen gemäß, wenn auch ein Anderer gegen denſelben noch ſo Vieles und gegründet Scheinendes einwenden zu können gedenkt, in ſo weit geſichert iſt, daß der Beſitzende nicht theilweiſe kann verdrängt werden, ſo bin ich allerdings der Meinung, daß der Beſitzſtand des päbſtlichen Stuhles nach den

*) Den Beſitz erkennt Herr Bretſchneider nur an, wo die Berufung darauf in ſeinen Kram paßt, z. B. in der mildern Praxis bei den gemiſchten Ehen; wo der Beſitz aber für den Pabſt ſpricht, läßt er denſelben nicht gelten.

Grundsätzen des Völker-, allgemeinen Staats und kirchlichen Rechtes gewiß die nämliche Rücksicht verdiene. Da nun in diesem Falle außer einem allgemeinen Concilium kein anderer Richter gedacht werden kann, so erhellet auch von daher, wie nothwendig der Weg gütlicher Unterhandlung sein möchte. Ich weiß zwar wohl, was diesem Besitzstande des päbstlichen Stuhls von finstern Zeiten, irrigen Begriffen, falschen Urkunden, Anmaßungen und Eingriffen u. s. w. entgegengesetzt wird; allein gleichwie solche Behauptungen Niemand gegen seinen Mitbürger zu factischen Unternehmungen und dahin berechtigen, ihn sogleich aus seinem Besitze zu werfen, so weiß ich auch nicht, wie dennoch so etwas gegen den päbstlichen Stuhl ohne alle Rücksprache mit ihm Platz ergreifen könne. Wenn nun die nämlichen Grundsätze und darauf sich beziehende Verfahrungsart von Regenten unter sich, von weltlichen Regenten und Reichsständen gegen Bischöfe und die bischöfliche Gerichtsbarkeit, von Bischöfen gegen Erzbischöfe sollen angewendet werden, so lassen sich die unausbleiblichen Folgen hiervon leichtlich überdenken." Zu dieser Speierschen Vernunft, welche zugleich den Hr. Dr. Bretschneider mit seinen Behauptungen S. 157 völlig schlägt, hat sich der Gothaische Verstand noch niemals erhoben, welcher in seinem Furore, Alles nach seinem Kopfe Gemachte allein vortrefflich zu finden, noch um kein Haar breit höher steht, als der mit den Rechten schonungslos spielende Kaiser Joseph II. Dergleichen ungünstige Aufnahme fanden die Ansichten der Erzbischöfe überall unter

den deutſchen Biſchöfen, und ſo bewendete es bei der bloßen erfolgloſen Abgabe jener Emſer Erklärung, von welcher uns Herr Bretſchneider S. 96 u. 156 glauben machen will, daß ſie Beſtimmungen und Feſtſetzungen getroffen habe, welche auf irgend eine Geltung Anſpruch machen konnten. *) Als nun gar Hontheim, der erſte Anſtifter des Spuks, ſeine Anſichten widerrief, da war freilich ein großer Skandal unter proteſtantiſchen und katholiſchen Rationaliſten, und es hallte von allen Enden wieder, das ſei eine dem kindiſchen Alter abgedrungene Erklärung. Man hat aber dieſes Vorgeben nicht erweiſen können. Die rationaliſtiſchen Tendenzen, welche die Emſer Punktation bezeichnet, ſind aber eben ſo verklungen, wie die Joſephiniſchen Neuerungen ihren flackernden Meteorſchimmer nach ephemerer Wirkſamkeit mit ſchwächlichem Erlöſchen haben bezahlen müſſen. — So mißhandelt Herr Bretſchneider unaufhörlich Geſchichte und Rechtsgefühl, um die proteſtantiſche Hälfte in Deutſchland gegen die katholiſche und die rationaliſtiſchen Katholiken gegen die römiſchen in Harniſch zu bringen, ſo daß man mit ihm S. 161 fragen kann: ob dieſes die Sprache der Weisheit und chriſtlichen Liebe ſei? — Wenn dergleichen Unheil, als S. 200 angedeutet worden, wirklich ausbrechen ſollte, weiß ſich alsdann Herr Bretſchneider

*) Beachtenswerth iſt es, daß der katholiche Klerus nie ſchlechter und ſchlaffer ſich zeigte, als während der Voltairianismus unter demſelben graſſirte.

frei von dem Vorwurfe, Oel in's Feuer gegoſſen zu haben, als er unbedachtſam ſeinen Freiherrn v. Sandau in das Publikum gehen ließ und Gemüther erhitzte und Köpfe verwirrte! Er ſelbſt ſagt S. 126: Verfolgung gebiert Rachſucht. Iſt es ihm ſo ganz unbewußt geblieben, daß er hiermit den Erfolg ſeines eigenen Beginnens verkündet? Auch S. 128 konnte er nur vermöge einer unbegreiflichen Unbedachtſamkeit, ohne an ſich ſelbſt zu denken, Folgendes ſchreiben: „Durch ſolch wüſtes Gerede wird die Leidenſchaft des großen Haufens aufgeregt und der traurige Religions- und Kirchenhaß auf's Neue geweckt.“ Dieſes findet um ſo mehr auf Herrn Bretſchneider Anwendung, als er mit anſcheinender Ruhe und der Miene untrüglicher Gelehrſamkeit ſeine Sache behandelt und überall mit Behauptungen und Beweisführungen zur Hand iſt, deren Beurtheilung über den Horizont ſeiner Leſer hinaus liegt, welche der Einſicht des berühmten Gottesgelehrten unbedingtes Vertrauen ſchenken. Es iſt kein ſichrer Weg Unruhen zu erregen, als wenn man das Volk lehrt hiſtoriſche Rechte mit Füßen treten, und wir fürchten mit dem Hauptmann S. 180 daß man (d. h. in Gotha, wo das Organ aller deutſchen Plattheiten, der allgemeine Anzeiger, treulich mithilft) den großen Haufen ſo lange aufregen wird, bis endlich Aufruhr und Religionskrieg entſtehen wird. Die hiſtoriſchen Rechte haben die Proteſtanten leider ſo oft den Katholiſchen gegenüber verkannt und verletzt, und ſich dann hinterher über ihre Erbitterung beklagt. Warum haben ſie es

aber gethan? Aus derſelben Unduldſamkeit, welche den Katholiken beigemeſſen wird. Mit der Majorin S. 177 reden wir Sie an, Herr Bretſchneider: „Sie ſehen ja, wie ſchwer es wird, Duldung in Religionsſachen zu üben.“

Wenn man nach Allem dieſen die ſchon mehrmals erwähnte Recenſion mit weit geöffnetem Orakelmunde den wichtigen Ausſpruch thun hört: „Herr Bretſchneider verdient ſeinerſeits eben deshalb den Beifall aller Redlichen, daß er in ſeiner Schrift nirgends den katholiſchen Glauben angreift, ſondern uns mehrere dieſem Glauben ergebene Perſonen, auch einen katholiſchen Prieſter, in höchſter Liebenswürdigkeit darſtellt und allenthalben dahin wirkt, alles Mißtrauen zwiſchen evangeliſchen und katholiſchen Chriſten zu beſeitigen. Kein ächt katholiſcher Chriſt wird ſich durch irgend eine Stelle des Buches verletzt fühlen,“ wenn man, meinen wir, dieſen Ausſpruch vernimmt, ſo kann man nicht anders glauben, als daß der Recenſent denſelben in einem Paroxismus ungeheurer Ironie gethan, oder ein Schlafredner geweſen, welchem Worte entfuhren, mit denen der Geiſt nichts gemein hat. —

Das Gute wird indeß der Freiher von Sandau ſtiften, daß er das Unheil des confeſſionellen ehelichen Miſchmaſches (vulgo gemiſchte Ehe) aufdeckt und eine Warnung für angehende Ehe-Candidaten und Candidatinnen enthält, welche wohl zu beherzigen iſt. In dieſem Punkte hat Herr Bretſchneider ſeine Aufgabe vollkommen gelöſt

und einen Ekel vor einem Verhältniſſe angeregt, welches eine Zukunft von theologiſchen und Gewiſſensſtürmen in Ausſicht ſtellt, die bei richtiger Vorſicht mit leichter Mühe erſpart werden kann. Auf die Würdigung des Punktes von der gemiſchten Ehe ſelbſt einzugehen, verbietet uns die Rückſicht auf die dabei unvermeidliche politiſche Erörterung, welche von dem Zwecke unſerer Betrachtung ausgeſchloſſen war, und weil dieſe Frage rein auf dem katholiſchen Gebiete unterſucht werden muß. —

So viel iſt aber klar, daß im Preußiſchen ein Buch, welches eine im Staate aufgenommene Religions-Partei verfolgt und verhöhnt und eine arge Vergehung gegen §. 214 des preußiſchen Criminalrechts enthält, daher in jenem Staate nicht einmal hätte gedruckt werden dürfen, und deſſen Verfaſſer auch, lebte er in jenem Lande, ſich einer Criminalſtrafe würde ſchuldig gemacht haben, nicht in derjenigen Zeitung hätte empfohlen werden ſollen, welche für das Organ der Regierung gilt.

Wir glauben ſo ziemlich dargelegt zu haben, daß auf dem Wege, welchen der neumodiſche proteſtantiſche Arrianismus eingeſchlagen hat, die Verſtändigung zwiſchen Proteſtanten und Katholiken nimmer wird herbeigeführt werden können. Dieſer Verſuch iſt ein Frevel wider alle die ſchönen im Freiherrn v. Sandau allegirten Bibelſtellen, welche Friede und Duldſamkeit predigen und ein Attentat gegen das Prinzip des weſtphäliſchen Friedens begehen, welcher ſeine großartige Tendenz ſelbſt dahin angibt:

Eintracht zur Ehre Gottes und zum Heile der christlichen Staaten.

Wer gibt den Protestanten ein Recht, wenn die Katholischen sündlicher Weise dieser Aufgabe der christlichen Völker entgegen handeln sollten, den Brand unter diejenigen zu schleudern, welche noch in schuldloser Vereinigung diesem Ziele nachleben? Welche schwere Verantwortung hat Herr Bretschneider auf sich genommen, als er unüberlegt ein Buch verfertigte uud ausgehen ließ, welches Hader und Zwietracht erregen muß? Sollten die Evangelischen statt dem Bösewichte, welcher da umgehet und zu verschlingen trachtet, was sich ihm darbietet, durch diese Zerwürfnisse Stoff zu liefern, sein Reich unter den Protestanten aufzuschlagen, nicht lieber mit den Katholischen gemeine Sache machen, dem Unglauben, welcher dem Feinde überall Boden für seine Herrschaft gewährt, entgegen zu arbeiten und beiderseits den Glauben einander gegenüber durch die Gemeinschaft in Christo zu Ehren zu bringen, ohne über die Glaubensunterschiede sich zu befehden? Jener ist die Lüge, und wenn das Christenthum die Wahrheit selbst ist und sein will, so haben beide Theile nur jene hinwegzuschaffen. Lasset uns gegenseitig den Parteihaß verabschieden. Er ist das Förderungsmittel der Herrschaft des Fürsten der Finsterniß. Ueber die fortwährende Befehdung jauchzt er hohnlachend, denn damit geschieht der Wahrheit auf beiden Seiten Abbruch. Das ist seine Freude. Wenn wir beiderseits dem Fürsten der Welt zum Trotze behaupten, daß kein ande-

rer Grund gelegt worden, als der da sei Christus, und wenn Christus die Liebe, Sanftmuth und Geduld ist, dann müssen wir die gegenseitigen Unbillen vergessen und durch einmüthiges Trachten ihn Wohnung gewinnen zu lassen unter uns brüderlich streben und durch Eintracht ihn nöthigen, sich uns mitzutheilen. Dann muß der Widersacher weichen, welcher uns jetzt auseinander hält. So lange wir nicht den Schatten, welcher unser Glaubenszwiespalt auf das reiche Dasein wirft, zum Rückzuge beschworen haben, wird uns das Licht der Wahrheit, dieses Ziel aller christlichen Hoffnung und göttlichen Verheißung, nicht aufgehen. Wenn wir nicht beiderseits dazu schreiten, die Kluft auszufüllen, welche uns trennt, durch Werke der Liebe, dann wird nimmer die Wonne der Gewißheit uns durchschauen, daß wie ein Hirt so auch eine Heerde sein wird. Bis diese Verheißung sich erfüllt *), müssen wir wohl beiderseits die Zulassung und Fortdauer dieses großen noch immer währenden Zwiespaltes, welcher um so entsetzlicher erscheint, als Gott selbst dessen Gegenstand ist, und aus des ewigen Friedens-Quell Ströme verderblichen Haders abgeleitet sind, — bis dahin also müssen die Protestanten diesen Zwiespalt für eines jener Strafgerichte halten, welche oft so räthselhaft

*) Donec per Dei gratiam de religione ipsa convenerit sagt selbst Artikel V. des westphälischen Friedens, welchen Herr Bretschneider durch sein nicht zu rechtfertigendes antikatholisches Treiben gröblich verletzt hat.

im Leben des Einzelnen wie im Leben ganzer Völker den verborgenen Rathſchluß göttlicher Gerechtigkeit offenbaren. Oder ſoll die Entziehung und Vernichtung der Einigkeit in den höchſten Angelegenheiten unter dem Brüdergeſchlechte der Menſchen nicht für das größte Uebel gelten, und ſoll irgend ein Uebel der göttlichen Gerechtigkeit widerſprechen dürfen? Inzwiſchen müſſen aber alle Beſtrebungen, welche als Oel in das Feuer die Trennung unterhalten, vergrößern und verſchlimmern, auf das Entſchiedendſte von beiden Theilen gemißbilligt und zurückgewieſen werden, und um ſo ſtärker, wenn ſie ſich für conciliatoriſche Verſuche ausgeben. Solchem Beginnen entgegen zu treten und ihm die Maske abzuziehen, bringt Gewinn. Die Strenge der Würdigung trifft wohl die Irrenden empfindlich, vielleicht gereicht es aber zu ihrem Frommen. Verdammen wir nicht ihre Perſon, wenn wir ihr Sinnen und Trachten verwerfen müſſen. Leider iſt es aber ſo ſchwer, die Perſon von der verwerflichen Sache zu trennen, und wir haben wohl ſchlimm Beides verwechſelt, wie es ihm ſelber umgekehrt begegnet iſt, den wir bekämpften, da er die Schlechtigkeit einzelner Perſonen auf die Sache ſelbſt und alle ihre Anhänger übertrug. Allein nicht ihn haben wir gemeint, wo wir ihn verletzten, ſondern das Sinnen und Trachten, welches er ausſpricht. Nicht ihn, nur den Freiherrn v. Sandau haben wir auf den Richtplatz führen wollen. Alles Gift, was dabei auf den Autor gefallen, komme uns ſelbſt zum Schaden, wenn unſere Abſicht eine hämiſche gewe-